

KATHOLISCHE SonntagsZeitung

FÜR DEUTSCHLAND

126. Jg. 27./28. Juli 2019 / Nr. 30

www.katholische-sonntagszeitung.de

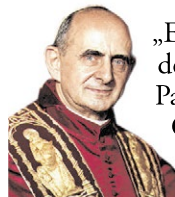
Einzelverkaufspreis 1,80 Euro, 2063

Wallfahrtsort der Sorben feiert den Glauben



Rosenthal in der Lausitz (Foto: Kirschke) ist der wichtigste Wallfahrtsort der Sorben. An diesem Wochenende feiert das Dorf den Glauben laut und bunt: beim „Gigfestival“. **Seite 15**

Vom liebevollen Onkel zum Heiligen Vater



„Er wirkte etwas aristokratisch, dennoch lebhaft“, beschreibt Papst-Nichte Chiara Montini ihren Onkel. Paul VI. war zugleich ein moderner und vor allem mobiler Papst (Foto: KNA). **Seite 6/7**

Ritter, Pilger, Heiliger: Ignatius von Loyola



Nach einer schweren Verwundung schwor Ignatius von Loyola dem Rittertum ab und wurde zum Pilger. Der Ignatiusweg führt heute auf seinen Spuren durch Nordspanien (Foto: gem). **Seite 23**

Vor allem ...

Liebe Leserin, lieber Leser

Oft ist dieser Tage vom Pflegenotstand die Rede: Zu wenige Pfleger und Betreuer, heißt es, kommen auf zu viele Pflegebedürftige und Senioren, die ihren Haushalt nicht mehr alleine führen können. Mit Fachkräften aus dem Ausland, insbesondere aus Osteuropa, will man dem Mangel begegnen (Seite 24).

Unser „Thema der Woche“ zeigt einen besonderen Fall der Pflege: Die 15-jährige Lana kümmert sich um ihren schwerkranken Vater – und nebenher um Haushalt und Schule (Seite 2/3). Ähnlich geht es in Deutschland mehreren Hunderttausend Kindern und Jugendlichen.

Ein anderes Thema, das derzeit die Gemüter bewegt, ist die Seenotrettung im Mittelmeer. Spätestens seit der Festnahme der deutschen Kapitänin Carola Rackete ist die Gesellschaft gespalten: in jene, die private Seenotretter als Helden verehren, und jene, die sie als Handlanger der Schleuser brandmarken.

Fürstin Gloria von Thurn und Taxis sieht die Seenotrettung in ihrem Gastkommentar von vielen Fragezeichen begleitet (Seite 8). Nothilfe ist immer richtig, schreibt sie. Aber: Wer sind jene Menschen, die buchstäblich Kapital aus der Not schlagen?



Ihr
Thorsten Fels,
Chef vom
Dienst

Die Chemie muss stimmen

Neben der pflegerischen Arbeit muss die emotionale Seite zwischen Patient und Pflegekraft stimmen, sagt Pflegeexpertin Gabriele Tammen-Parr. Vor allem bei einer 24-Stunden-Betreuung zu Hause sei es wichtig, auch auf die Bedürfnisse der Pflegekräfte zu achten. Diese sind oft unerlässlich, um Familien bei der Pflege eines kranken Angehörigen zu entlasten. Insbesondere Kinder und Jugendliche mit einem erkrankten Elternteil leiden schwer unter einer solchen Situation.

Seite 2/3 und 24



Foto:
imago/blickwinkel



▲ Freizeit kennt Lana Rebhan nicht: Wenn sie nicht in der Schule ist oder ihren Vater versorgt, kümmert sich die 15-Jährige um den Haushalt.

Fotos: Brüwer

PFLEGENDE JUGENDLICHE

Die Last eines Lebens

Neben der Schule kümmert sich die 15-jährige Lana um ihren kranken Vater

Lana Rebhan ist 15 Jahre alt und führt in ihrer Familie den Haushalt fast allein. Ihr Vater ist schwerkrank, ihre Mutter muss arbeiten. Sie ist mit diesem Schicksal nicht allein. Hunderttausende Kinder und Jugendliche in Deutschland kümmern sich um pflegebedürftige Angehörige.

Lanas Mutter Katharina steht früh morgens am Bett ihrer Tochter. „Papa hatte einen Herzinfarkt“, sagt sie. Dass ein Krankenwagen kommt und ihren Vater mitnimmt, kennt die Schülerin. „So schlimm das jetzt klingt: Man gewöhnt sich an alles. Und daran auch“, sagt die 15-Jährige. An diesem Morgen im September 2018 weiß sie schon, dass sie sich in den nächsten Wochen und Monaten um den Haushalt kümmern muss – meist allein und immer in Sorge um ihren kranken Vater Jürgen. Er leidet an Zystennieren, und die Krankheit hat massive Auswirkungen auf seinen ganzen Körper.

Wenn Lana von der Schule nach Hause kommt, putzt, kocht, wäscht oder bügelt sie. An guten Tagen, wenn ihr Vater Jürgen wenig Schmerzen hat, kann er ihr helfen zu kochen oder ans Telefon gehen. An schlechten Tagen verbringt er die meiste Zeit auf dem Sofa in der kleinen Wohnküche und schafft es ohne fremde Hilfe nicht einmal, die wenigen Schritte zur Küchenzeile zu gehen. Sein Zustand kann jederzeit so schlecht werden, dass er ins Krankenhaus muss. Dann „kann es sein,

dass ich monatelang den ganzen Haushalt quasi alleine führe“, sagt Lana. Tagsüber ist dann niemand da, der ihr hilft oder zuhört, wenn sie sich Sorgen macht. Ihre Mutter muss bis abends arbeiten.

Lana lebt mit ihrer Mutter und ihrem Vater in der bayerischen Kleinstadt Bad Königshofen und ist eine junge Pflegende. Young Carer lautet der englische Fachbegriff für Menschen wie sie – Kinder und Jugendliche, die sich regelmäßig und intensiv um pflegebedürftige Familienmitglieder kümmern.

Ein Kind pro Schulklasse

Nach einer Studie des Zentrums für Qualität in der Pflege versorgen und pflegen rund fünf Prozent der Kinder und Jugendlichen zwischen zehn und 17 Jahren regelmäßig ihre Angehörigen. Hochgerechnet sind das 230 000 junge Menschen in ganz Deutschland – statistisch gesehen also etwa ein Kind in jeder Schulklasse. Ein Bericht des Bundesministeriums für Gesundheit schätzt die Zahl der jungen Pflegenden in der Altersgruppe zwischen zehn und 19 Jahren sogar auf 479 000.

Die Aufgaben dieser jungen Menschen können ganz unterschiedlich sein. „Manche müssen bei ihren Eltern auch die Windeln wechseln“, sagt Lana. Das bleibt ihr erspart. Die 15-Jährige sieht aus wie viele Mädchen in ihrem Alter: schmale Figur, schulterlange glatte Haare, Zahnsperre. Im Interview wirkt

sie erst zurückhaltend, erzählt dann aber immer lebhafter von jungen Pflegenden. Ein Thema, das einen großen Teil ihres Alltags einnimmt. Hobbys, sagt sie, habe sie keine; Treffen mit ihren Freundinnen seien schwer planbar und oft kaum möglich – schon gar nicht über Nacht, da sich in dieser Zeit niemand um ihren Vater kümmern würde.

Jürgen Rebhans Zystennieren sind eine Erbkrankheit, durch die die Nieren anschwellen und mit Zysten übersät sind. Sie funktionieren nicht mehr richtig und drücken auf andere Organe wie Speiseröhre oder Darm. Seitdem der Familienvater 2012 mit Nierenversagen ins Krankenhaus gebracht wurde, gehören längere Aufenthalte dort zu seinem Leben. Im vergangenen September lag der 52-Jährige nach einem Herzinfarkt zwei Monate auf der Intensivstation. Bis er sich vollständig erholt hatte, dauerte es bis Mitte März.

Dreimal in der Woche muss er zur Dialyse, danach muss er sich ausruhen. An seinem eingefallenen Gesicht und den müden Augen kann man erkennen, wie geschafft er durch die Behandlung ist. Fast ohne Körperspannung sitzt er am Küchentisch. „Seitdem eine Niere raus ist, ist es wieder okay – erst mal“, sagt Jürgen Rebhan. Er steht auf keiner Spenderliste, er wollte das nicht. Auch eine Spenderniere seiner Frau will Rebhan nicht. „Es gibt eine Restwahrscheinlichkeit, dass Lana auch von der Erbkrankheit betroffen

sein könnte“, erklärt Katharina Rebhan. In diesem Fall könne sie ihrer Tochter eine ihrer Nieren spenden.

Durch die Schmerzen habe ihr Vater häufig schlechte Laune und streite sich mit ihr, erzählt Lana. Sie könne dann kaum einschätzen, ob das an seinen Schmerzen liege oder ob sie etwas falsch gemacht habe. „Natürlich belastet und stresst das einen noch zusätzlich“, sagt die 15-Jährige. Trotzdem stehen Mutter, Vater und Tochter eng zusammen.

Durch die Krankheit hat sich die Rollenverteilung in der Familie verändert. Lana sei erwachsener und verantwortungsbewusster geworden, sagt ihre Mutter. Auch die Rollen der Eltern haben sich gewandelt. Früher arbeiteten beide, Katharina als Verkäuferin und Jürgen als Lagerist. Seit sechs Jahren ist er Frührentner.

Sozialhilfe keine Lösung

Als die Krankheit begann, gab auch seine Frau ihren Job auf, um sich um ihre Familie kümmern zu können. Die Rebhans lebten von Hartz IV. Doch Katharina merkte, dass dieses Modell auf Dauer schwierig wird: „Dann gehen die einen Probleme weg und die anderen kommen. Es nutzt nichts, wenn wir alle drei auf dem Sofa sitzen und dann das Auto kaputt geht und wir können es nicht bezahlen.“

Seit drei Jahren hat sie nun gleich zwei Jobs: Die 39-Jährige arbeitet in einem Immobilienbüro und als Heilpraktikerin für Psychothera-

pie. Oft kommt sie erst gegen 18 Uhr oder später nach Hause. Lana und ihre Mutter kochen dann gemeinsam und haben Zeit, sich zu unterhalten. Anschließend kann die 15-Jährige ihre Hausaufgaben machen. Meistens schaffe sie alles, sagt sie: „Manchmal fällt aber auch etwas hinten runter, was nicht hinten runterfallen sollte. Einfach, weil es zeitlich nicht mehr klappt“, sagt sie. Ihre Lehrer hätten Verständnis für ihre Situation.

Drohendes Schul-Aus

Die achte Klasse des Gymnasiums hat Lana Rebhan wiederholt, weil ihr Vater eine Niere entfernt bekommen hatte. Eine Operation, die sie „komplett aus der Bahn geworfen hat“, sagt sie. Sie konnte sich aus Sorge um ihren Vater nicht mehr konzentrieren. Noch einmal sitzen bleiben dürfe sie nicht, da man in Bayern das Gymnasium verlassen müsse, wenn man dasselbe Schuljahr zweimal nicht schafft, sagt ihre Mutter. Lana aber droht genau das. Daher sucht sie nach Ausbildungsstellen in Teilzeit, beispielsweise als

Steuerfachangestellte, um gleichzeitig eine Berufsausbildung und den Realschulabschluss zu machen.

Ihr Traum wäre es, später Vorträge über das Thema junge Pflegende zu halten und damit Kindern und Jugendlichen in der häufig einsamen und anstrengenden Situation zu helfen, sagt Lana. Als sie vor einigen

Jahren selbst nach Beratungsstellen suchte, um mit jemandem zu sprechen und nicht allein zu sein, habe sich niemand für sie zuständig gefühlt, sagt die 15-Jährige.

„Young Carer verdienen Respekt von der Gesellschaft“, sagt die Schülerin und klingt dabei fast wie eine Politikerin. Ihr Ziel: die Probleme

von jungen Pflegenden bekannt machen. Sie sei dabei auf einem guten Weg, sagt sie selbst. Im März sprach sie als Sachverständige im Bayerischen Landtag über ihre Situation. „Vielen Politikern war das Thema überhaupt nicht bewusst, sie haben sich aber sehr betroffen gezeigt“, sagt Lana. Konkrete Konsequenzen seien aber nicht beschlossen worden, bedauert sie. Doch sie bleibt optimistisch: „Dass man das einfach mal angesprochen hat, ich denke, das wird schon was ändern“, sagt sie.

Lana weiß, wie mühsam Veränderungen sein können. Und sie weiß auch, wie sehr sie manchmal schmerzen. Die Krankheit ihres Vaters ist nicht aufzuhalten. Die Zysten an seinen Nieren könnten jederzeit aufplatzen und er innerlich verbluten. Auch eine Blutvergiftung und Herzinfarkte oder Schlaganfälle aufgrund des zu hohen Blutdrucks seien möglich. 2012 haben Ärzte prognostiziert, dass Jürgen Rebhan vielleicht noch drei Jahre leben werde. „Papa wird irgendwann mal daran sterben“, sagt Lana. „Man kann die Krankheit nicht wegmachen.“

Christoph Brüwer



▲ Die Krankheit von Vater Jürgen ist eine große Belastung für Familie Rebhan.

Wenn Kinder zu Pflegern werden

Caritas-Expertin spricht über Jugendliche, die sich um kranke Angehörige kümmern

Die Pflege von Angehörigen kann Kinder und Jugendliche überfordern. Nora Roßner (Foto: privat), Referentin für Pflege beim Deutschen Caritasverband, fordert, das Problem auch in Schulen anzusprechen.

Frau Roßner, wieso ist so wenig über die Situation pflegender Jugendlicher in Deutschland bekannt?

Es ist schwierig, konkrete Zahlen und Angaben zur Situation pflegender Kinder und Jugendlicher zu bekommen. Das liegt zum einen daran, dass man bei Erhebungen immer auf die Auskunft der Betroffenen angewiesen ist. Für junge Menschen mit Pflegeverantwortung ist ihre Situation aber ein sehr sensibles Thema, das sie nicht gerne nach außen tragen. Zum anderen gibt es keine einheitliche Definition, wann Kinder und Jugendliche tatsächlich pflegen und wann sie lediglich Unterstützung im Haushalt leisten. Es ist schließlich ein Unterschied, ob ein Jugendlicher einmal in der Woche für die Großmutter einkauft oder ob er täglich die komplette Körperpflege bei einem pflegebedürftigen Elternteil übernimmt.

Was ist Kindern zumutbar – und ab welchem Alter?

Eine Altersgrenze möchte ich nicht festlegen. Wie belastend die Pflege ist, hängt davon ab, welche Aufgaben die Kinder und Jugendlichen übernehmen und wie die gesamte Pflegesituation aussieht. Auf keinen Fall dürfen Kinder und Jugendliche die Hauptpflegeperso-

nen sein. Andererseits können sie auch nicht ganz gegen eine Erkrankung oder Pflegebedürftigkeit in der Familie abgeschirmt werden. Ich würde deswegen nicht sagen, dass etwa ein sechsjähriges Kind nicht in begrenztem Maße Aufgaben im Zusammenhang mit Pflege übernehmen und auch unterstützen kann. Aber sein Alltag sollte nicht durch die Pflege dominiert werden.

Was sind die psychischen Folgen, wenn Kinder überfordert werden?

Eine Überlastung kann Stressreaktionen, Gefühle der Hilflosigkeit, Ängste, Scham und Depressionen auslösen, beispielsweise die Angst, dass der pflegebedürftige Elternteil nicht mehr zu Hause bleiben kann, in ein Heim muss oder stirbt. Häufig übernehmen Kinder und Jugendliche Pflege in großem Umfang ja gerade in den Familien, die sie nicht wirklich unterstützen – beispielsweise wenn ein alleinerziehender Elternteil schwer krank ist und das soziale Netz fehlt.

Welche Folgen hat die Überforderung noch?

Pflegende Kinder und Jugendliche fühlen sich häufig allein gelassen und haben das Gefühl, mit niemandem über ihre Ängste und Sorgen reden zu können. Das liegt nicht nur daran, dass sie keine sozialen Kontakte haben, da die Pflege viel Zeit beansprucht. Oft wollen sie auch mit niemandem reden. Häufig gibt es auch schulische Folgen: Die betroffenen Kinder und Jugendlichen können sich nicht richtig konzentrieren, ihre Leistungen verschlechtern sich, sie schaffen es nicht, ihre Hausaufgaben zu machen. Manche gehen nicht oder nur eingeschränkt zur Schule.

Kann die Pflege für die Kinder und Jugendlichen auch Vorteile haben?

Ja, durchaus. Pflegende Kinder und Jugendliche berichten von positiven Erfahrungen wie einem gesteigerten Selbstwertgefühl, weil sie vieles selbstständig regeln können und dadurch das Gefühl haben, gut auf das Leben vorbereitet zu sein. Außerdem erzählen sie, dass die Familie durch die Pflege enger zusammenrückt. Interview: Christoph Brüwer



Kurz und wichtig



Für Kinderrechte

Fußballprofi Julian Draxler (25; Foto: imago/foto2press) engagiert sich mit Unicef für die Rechte von Kindern. In einem in den Sozialen Medien veröffentlichten Video ruft der Nationalspieler Mädchen und Jungen dazu auf, eine eigene Meinung zu vertreten. „Nur wenn ihr sagt, wo euch der Schuh drückt, können Verbesserungen erreicht werden“, rät der Weltmeister von 2014 und ruft Kinder dazu auf, bei einer Unicef-Umfrage mitzumachen. Zum 30. Geburtstag der UN-Kinderrechtskonvention am 20. November fragt das Kinderhilfswerk der Vereinten Nationen Zehnbis 17-Jährige, wie sie die Umsetzung ihrer Rechte einschätzen. Die Umfrage läuft noch bis zum 30. September.

Geburtsort Petri?

Bei Grabungen im nordisraelischen Al-Araj am See Genezareth haben Archäologen möglicherweise den Geburtsort des Apostels Petrus gefunden. Die Funde einer großen byzantinischen Kirche neben Überresten einer römischen Siedlung bestärken die These, dass es sich bei Al-Araj um die antiken Städte Bethsaida und Julias und damit um die Heimatstadt der drei Apostel Petrus, Philippus und Andreas handelt.

Nothilfe-Rekord

Das Auslandshilfswerk des Deutschen Caritasverbands, Caritas international, hat 2018 so viele Nothilfe- und Entwicklungsprojekte gefördert wie nie zuvor. Unterstützt wurden 715 Vorhaben in 78 Staaten, erklärte Caritaspräsident Peter Neher bei der Vorstellung des Jahresberichts der Hilfsorganisation. Auch der Gesamthilfsetat stieg auf den Rekordwert von 81,08 Millionen Euro. Davon stammten 37 Prozent aus Spenden, 45 Prozent aus staatlichen Mitteln und neun Prozent aus kirchlichen Etats. Hinzu kommen unter anderem Mittel aus der Europäischen Union.

Impfpflicht

Ein Impfschutz gegen Masern soll künftig in Kitas, Schulen und bei der Kindertagespflege verpflichtend sein. Das Kabinett hat einen entsprechenden Gesetzentwurf beschlossen, der auch für alle gilt, die dort arbeiten. Andernfalls droht ein Bußgeld von bis zu 2500 Euro. Nichtgeimpfte Kinder können vom Besuch der Kindertagesstätte ausgeschlossen werden. Der Impfnachweis ist bis zum 31. Juli 2021 zu erbringen. Das Gesetz soll am 1. März 2020 in Kraft treten. Es bedarf nicht der Zustimmung des Bundesrats. Die Impfpflicht umfasst des weiteren Asylbewerber- und Flüchtlingsunterkünfte.

Grüner Knopf

Die eigentlich für Juli geplante Einführung eines „Grünen Knopfs“ als Gütesiegel für fair produzierte Kleidung wird auf September verschoben. Mehrere Dutzend Firmen hätten Interesse, beim Start dabei zu sein, und müssten nun erst einmal geprüft werden, sagte ein Sprecher des Entwicklungsministeriums. Angesichts der Vielzahl von Anfragen sei die Einführung verschoben worden.



▲ Matteo Bruni, im Bild mit Papst Franziskus auf dem Flug von Rom nach Sofia im Mai 2019, ist nun zum Vatikansprecher ernannt worden. Foto: KNA

FAST ALLE POSTEN BESETZT

Mehrsprachig und engagiert

Papst ernennt Matteo Bruni zum neuen Vatikansprecher

ROM – Der Papst hat einen neuen Sprecher. Der Italiener Matteo Bruni ist in Großbritannien geboren, spricht mehrere Sprachen und arbeitete bisher beim vatikanischen Pressedienst. Er löst den Italiener Alessandro Gisotti ab, der seit Dezember die vatikanische Pressestelle in Vertretung leitete.

Bruni ist 43 Jahre alt, verheiratet und Vater einer Tochter. Er war bisher für die Akkreditierungen der Journalisten beim vatikanischen Pressesaal zuständig, außerdem seit 2013 für die Journalisten, die den Papst bei Auslandsreisen begleiteten. Neben seinem Beruf engagiert er sich nach Vatikanangaben in kirchlichen humanitären Projekten und in der Altenhilfe. Sein Vorgänger Gisotti wechselt zu seinem „frühe-

ren Arbeitsplatz“ bei Vatican News, dem Nachrichtendienst des Vatikans. Dort wird er dem Chefredakteur Andrea Tornielli als Vize-Chefredakteur zur Seite stehen.

„Mit der definitiven Besetzung der Leitung des Pressedienstes, die noch mit dem stellvertretenden Direktor abgeschlossen werden soll, ist die neue Kommunikationsstruktur nun nahezu abgeschlossen“, erklärte der Präfekt der vatikanischen Kommunikationsbehörde, Paolo Ruffini. Wer Vizesprecher des Papstes werden soll, sei noch unklar, fügte er hinzu.

Im Gespräch für diesen Posten war bereits eine nicht-italienische Journalistin. Doch das vatikanische Personalbüro hat diese Kandidatin abgelehnt. Die Suche geht also weiter. *Mario Galgano*

Statistik „besorgniserregend“

Starker Anstieg von Austritten bei beiden großen Kirchen

BONN/HANNOVER (KNA) – Die beiden großen Kirchen in Deutschland haben 2018 deutlich mehr Kirchaustritte verzeichnet als 2017. Auch der demografische Wandel trug dazu bei, dass die Zahl der Kirchenmitglieder um 700 000 auf 44,14 Millionen gesunken ist.

Damit gehörten 53,2 Prozent der Gesamtbevölkerung den beiden Kirchen an. Insgesamt sind rund 23 Millionen Bundesbürger Mitglied der katholischen und 21,14 Millionen Mitglied der evangelischen Kirche. Das geht aus den von der Deutschen Bischofskonferenz und der

Evangelischen Kirche in Deutschland vorige Woche veröffentlichten Daten hervor.

Bei den Kirchaustritten lag die evangelische Kirche mit 220 000 weiterhin höher als die katholische mit 216 078. Allerdings müssen die Katholiken mit einem Plus von 29 Prozent eine stärkere Zunahme der Austrittszahlen hinnehmen als die EKD mit 11,6 Prozent. Für die Katholiken ist es die zweithöchste Zahl an Austritten seit dem Mauerfall. Der Sekretär der Bischofskonferenz, Pater Hans Langendörfer, sprach von einer „besorgniserregenden“ Statistik und betonte die Bereitschaft zur Suche nach neuen Wegen.

Mit Hund und in Schuhen

Indonesien: Psychisch kranke Frau wegen Blasphemie verhaftet

JAKARTA (KNA) – In Indonesien ist eine mutmaßlich psychisch kranke muslimische Frau von der Polizei wegen Blasphemie verhaftet worden.

Ihr wird vorgeworfen, mit einem Hund und in Schuhen eine Moschee in Bogor betreten zu haben, berichtete die „Jakarta Post“. Die Frau befindet sich laut Polizeiangaben in Gewahrsam, obgleich

die Familie von zwei verschiedenen Krankenhäusern erstellte Diagnosen zu ihrer psychischen Erkrankung vorgelegt habe. Moscheen dürfen nur ohne Schuhe betreten werden, Hunde gelten im Islam als unreine Tiere.

Blasphemie ist im mehrheitlich islamischen Indonesien eine Straftat. Im Juli 2018 scheiterte vor dem Verfassungsgericht eine Petition zur Abschaffung des Blasphemiegesetzes.

WIE EIN SECHSER IM LOTTO

Seelsorge im Batik-Hemd

Kasimir Fatz leitet die deutschsprachige Gemeinde in Indonesiens Hauptstadt Jakarta

JAKARTA – Kasimir Fatz hat seinen Traumjob gefunden. In Jakarta kümmert sich der Priester, der fast 30 Jahre in Deutschland gelebt hat, um die deutschsprachige Gemeinde. Im August wird er dort in ganz besonderer Weise geehrt.

Fatz trägt mit Vorliebe traditionelle Batik-Hemden – äußeres Zeichen seiner Liebe zu Indonesien. Die Hemden sind dem Pfarrer der deutschsprachigen katholischen Gemeinde in Jakarta auf den Leib geschneidert. Fatz streicht sich lachend über seinen Bauch und sagt: „In meiner Größe gibt es die Hemden nicht von der Stange.“

Seit seinen Studententagen haben es dem gebürtigen Polen Religionswissenschaft und Ethnologie angehtan. „Ich war in über 60 Ländern“, erzählt Fatz bei einem Plausch im Garten seines Pfarr- und Gemeindehauses in Südjakarta. Angesichts der vielen ethnologischen Artefakte im Pfarrhaus muss der im polnischen Pommern bei den Steyler Missionaren ausgebildete Fatz seine Neugier auf andere Länder, Kulturen und Religionen eigentlich gar nicht betonen. „Meine Sammlung umfasst 1000 Stücke“, sagt er stolz.

1987 nach Deutschland

Nach Deutschland kam der heute 63-Jährige 1987, um seine Doktorarbeit zum Thema „Was hat die Christianisierung in Indonesien und Papua Neuguinea den Völkern dort gebracht?“ zu schreiben. Daraus wurde jedoch nichts. Denn er entschloss sich, als Spätaussiedler ganz in Deutschland zu bleiben und dort Seelsorger zu werden.

Dass das Katholische Auslandssekretariat der Deutschen Bischofskonferenz Fatz 2015 zum Pfarrer der deutschsprachigen Gemeinde in Jakarta bestellte, war für den Indonesien-Liebhaber wie ein Sechser im Lotto. „Ich fühle mich hier sehr wohl“, sagt er, obwohl der Alltag in der indonesischen Hauptstadt

durchaus problematisch sein könne. „Aktivitäten jeder Art unterliegen hier der Verkehrslage. Wir haben als Gemeinde einen Einzugsbereich von rund 20 Kilometern. Die Durchschnittsgeschwindigkeit des Autoverkehrs liegt zwischen fünf und zehn Kilometern pro Stunde.“

Gleichwohl sind die sonntäglichen Gottesdienste im Pfarrhaus immer gut besucht. 50 oder mehr Gläubige kommen dann zusammen. Gertrud Moeljono, Urgestein und Mitbegründerin der Gemeinde, kennt den Grund. „Wer einmal hier war, kommt wieder“, sagt die 76-Jährige im rheinischen Singsang.

1973 hatte die aus Stolberg stammende Frau ihren späteren indonesischen Ehemann kennengelernt, der in Aachen studierte und nach dem Studium nach Jakarta zurückkehrte. Die seit einem Unfall im Rollstuhl sitzende Mutter von zwei erwachsenen Kindern ist auch nach dem frühen Tod des Gatten in Jakarta geblieben: „Wenn man lange im Ausland gelebt hat, gibt es kein Zurück mehr.“

„Ein Stück Heimat“

In Bangkok oder Singapur bestehen die deutschsprachigen katholischen Gemeinden hauptsächlich aus Deutschen, Österreichern und Schweizern, die es beruflich auf Zeit in den Fernen Osten verschlagen hat. In Jakarta hingegen sind es viele deutsch-indonesische Paare und auch katholische Indonesier, die sich seit ihrem Studium in Deutschland der deutschen Kultur verbunden fühlen. „Das Pfarrhaus ist ein Stück Heimat“, sagt Kasimir Fatz. Das liegt auch an dem großen tropischen Garten mit der riesigen, aus Metallstücken zusammengeschweißten liegenden Jesus-Statue des Künstlers Teguh Ostenrik.

Garten und Pfarrhaus sind ideal für das übliche gemütliche Beisammensein nach den Gottesdiensten, für kulturelle und religiöse Aktivitäten wie Religions- oder Erst-



▲ Kasimir Fatz im Garten seines Pfarrhauses in Jakarta. Den markantesten Punkt des Gartens bildet eine aus Metallstücken geschweißte Christusfigur des Künstlers Teguh Ostenrik. Unten: Die Wolkenkratzer sind Jakartas Markenzeichen. Fotos: KNA, gem

kommunikationsunterricht für Kinder, aber auch für fröhliche Grillpartys. Zudem sind Haus und Garten offen für Treffen der katholischen Gemeinden der Franzosen und Polen in Jakarta sowie für ökumenische Feiern mit der deutschsprachigen evangelischen Gemeinde.

Das Gemeindehaus hinter hohen Mauern werde von manchen Gemeindemitgliedern auch als Zufluchtsort in unsicheren Zeiten gesehen, erzählt Fatz. Seit der Präsidentschaftswahl im April dieses Jahres ist die politische Situation in Indonesien angespannt. Islamistische Anhänger von Wahlverlierer Prabowo Subianto protestieren in den Straßen Jakartas anhaltend und gewaltsam gegen einen angeblichen Wahlbetrug.

Dank großzügiger Spenden seiner früheren deutschen Gemeinden – zuletzt war er im baden-württembergischen Sigmaringendorf – konnte Fatz katholischen Gemeinden in seiner indonesischen Wahlheimat kleine Projekte wie den Bau einer Wasserleitung auf der Insel Flores oder die Anschaffung von Schnellbootmotoren für die indigenen Dayak in Kalimantan finanzieren. Die Unterstützung einer Gemeinde der Toraja im Hochland von Sulawesi wird Fatz bald in ganz besonderer Weise gedankt: Im August wird er vom Volk der Toraja nach uralten Ritualen als Ehrenmitglied aufgenommen. Michael Lenz





Papst macht ernst mit Weltkirche

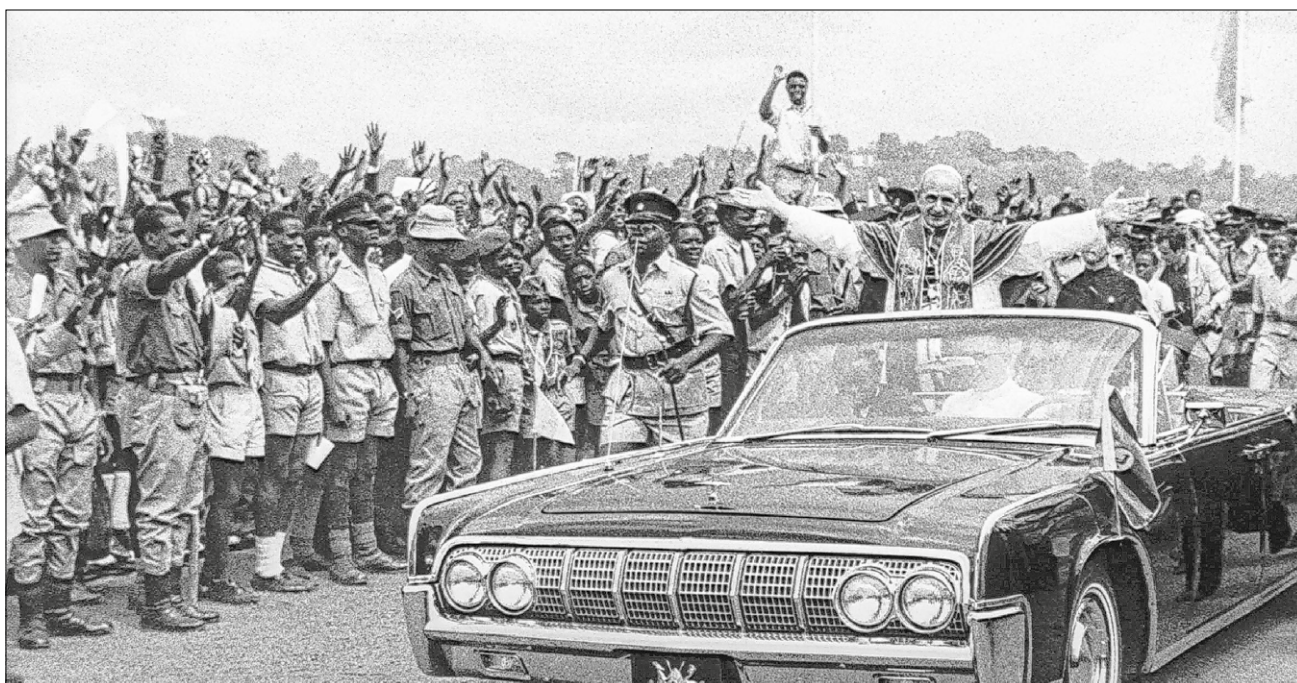
Modern und mobil: Als erster Pontifex besuchte Paul VI. vor 50 Jahren Schwarzafrika

KAMPALA – Der „Spiegel“-Korrespondent griff für seinen Einstieg ganz tief in die Klischeekiste: „Trommeln dröhnten, Hörner kreischten, Bantu-Neger im Lendenschurz tanzten nach exotischen Rhythmen.“ Kampalas Erzbischof Emmanuel Kiwanuka Nsubuga soll sogar seine Landsleute vorsorglich ermahnt haben: „Versucht euch zu benehmen, wenn Seine Heiligkeit kommt!“ Jedenfalls war der Empfang für Paul VI. in Uganda königlich, als er am 31. Juli 1969 als erster Papst Schwarzafrika besuchte.

Das Begleit-Szenario mutet heute, wo das Reisepapsttum bereits ein halbes Jahrhundert alt ist, nicht mehr so schlagzeilenträchtig an. Doch damals war all das ungeheuer neu: eine junge Krankenschwester, die in der Nacht vor dem Papstbesuch in Kampala ihren Erstgeborenen „Paul“ zur Welt gebracht hatte und ihn nun dem Namensgeber zum Segnen hinhielt; ein verkrüppelter Greis, der sein ganzes Vermögen – einen Shilling – dem „großen weißen Vater“ vermachen wollte, der für so viele Kinder auf der Welt zu sorgen hatte; Arbeiter, die tagelang auf ihren Lohn verzichteten, um Löcher in den Straßen zu füllen; Lastwagen, die Tonnen Bananen heranschafften, um all die Pilger zu versorgen; ein eigens komponierter Papst-Cha-Cha-Cha, den Radio Uganda rauf und runter spielte.

Papst als Botschafter

Die überall greifbare Exotik dieser ersten Schwarzafrika-Reise überhaupt überlagerte zwar vieles – doch damals drangen doch noch zumindest die zentralen Botschaften des Papstes medial durch. Giovanni Battista Montini, der Konzilspapst Paul VI. (1963 bis 1978), wollte ganz bewusst ein „moderner“ (und mobiler) Papst sein, der zu den Men-



▲ Gott ist auch in Afrika zu Hause, sagte Paul VI. bei der ersten Reise nach Schwarzafrika, die je ein Papst unternommen hat. Damit zeigte er, dass er es wirklich ernst meint mit der Weltkirche. Foto: KNA

schen geht; der nicht nur im Vatikan residiert und erwartet, dass der, der etwas von ihm will, sich gefälligst auch zu ihm nach Rom bewegt; der ernst macht mit der katholischen Weltkirche; der sie besucht, sich selbst ein Bild macht. Und der ein Botschafter, auch ein politischer, des Evangeliums ist.

Kurz zuvor hatte Paul VI. seine Entwicklungsenzyklika „Populorum progressio“ veröffentlicht. In ihrem Sinne predigte er auch in Uganda: Gott leitet die gesamte Menschheit. Er ist nicht mehr nur ein weißer Gott der Europäer. Er ist längst auch in Afrika zu Hause.

Das ostafrikanische Uganda war in diesem Sinne gut gewählt. Es war unter dem (freilich autokratisch regierenden) Milton Obote nicht nur politisch leidlich stabil – noch war nicht abzusehen, dass sich kaum 18 Monate später mit Idi Amin der „Schlächter von Afrika“ an die Macht putschen würde. Uganda war auch das erste Land des Kontinents

gewesen, in dem der Vatikan seit den 1920er und 30er Jahren entschieden auf einheimische Priester und Bischöfe setzte.

1939 war hier mit Joseph Kiwanuka der erste einheimische Bischof des lateinischen Ritus in Afrika seit den Zeiten des heiligen Augustinus (354 bis 430) geweiht worden. Symbolisch setzte Paul VI. beim ersten Papstbesuch in Schwarzafrika diese Missionsstrategie fort: In Kiwanukas früherer Kathedrale weihte er neue afrikanische Bischöfe, zwölf an der Zahl wie einst die Apostel. Den afrikanischen Kirchenführern rief er zum Abschied zu: „Nun seid ihr eure eigenen Missionare!“

Vergebliche Vermittlung

In einer Hinsicht scheiterte Paul VI. in Kampala komplett – und er ging auch offensiv mit diesem Scheitern um: Bis zuletzt versuchte er vergeblich, politisch im Bürgerkrieg zwischen Nigeria und Biafra

zu vermitteln. Die hochrangigen Delegationen der Konfliktparteien und mehrerer Nachbarstaaten gingen ohne jede Annäherung auseinander. Vor dem ugandischen Parlament räumte Paul VI. ein, er sei als Kirchenoberhaupt „schwach und klein“.

Ende 2015 hat mit Franziskus zuletzt ein Papst Uganda besucht. Während Menschenrechtler beklagen, auch seit dieser Visite habe sich in Uganda nicht viel zum Guten verändert, hat sich Langzeitpräsident Yoweri Museveni nun ein besonderes Stück Symbolpolitik ausgedacht. Zum 50. Jahrestag des Papstbesuchs von 1969 – zugleich das 50. Jubiläum des Afrikanischen Bischofsrates Secam – kündigte Museveni an, den Bischöfen Afrikas eine neue Amtstracht spendieren zu wollen. Der Traum vieler Afrikaner damals wie heute ist dagegen immer noch unerfüllt: „Der Papst war hier – jetzt kann auch der Frieden kommen!“

Alexander Brüggemann

DIE WELT



PAPST-NICHTE ERZÄHLT

„Mein Onkel, Paul VI.“

Persönlicher Einblick ins Leben eines Pontifex

ROM – Chiara Montini verbrachte in ihrer Kindheit viel Zeit bei ihrem Onkel im Vatikan: Papst Paul VI. In ihrem Buch „Mein Onkel, Paul VI.“, das bisher nur auf Italienisch erschienen ist, erzählt sie aus dieser Zeit.

„Ich habe heute noch seine Gestalt gut vor Augen: Er wirkte etwas aristokratisch, dennoch lebhaft, großgewachsen und vor allem erinnere ich mich an seine grauen Augen, die leicht ins Blaue neigten“, beschreibt Montini ihren Onkel heute. Sein Gesicht „strahlte Ruhe und tiefen Frieden“ aus.

In ihrem Buch öffnet die Autorin die Schublade ihrer Erinnerungen und erzählt von ihrer Kindheit, den Feiertagen im Vatikan, den Spielen in den Vatikanischen Gärten und der Freude am Glauben. Das Buch bietet ein liebevolles Porträt eines Menschen, der viel dazu beigetragen hat, die Geschichte der Kirche zu verändern. Das ist der Papst-Nichte bewusst. Mit der Seligsprechung und anschließend der Heiligsprechung von Paul VI. fühlte Chiara „die Pflicht, ihre Erinnerungen mit denen zu teilen, die nicht die Freude und das Glück hatten, ihn persönlich zu kennen, ihn zu treffen, ihn zu besuchen“.

Als Giovanni Battista Montini – wie Paul VI. mit bürgerlichem Namen hieß – noch Erzbischof von Mailand war, verbrachten Chiara und ihre Familie mit ihm die Sommerzeit in der Schweiz. „Er sprach oft mit uns über den Pfarrer von Ars, er empfand große Verehrung und Bewunderung für diesen Heiligen“, erzählt Montini.

Ihr Onkel sei ein sehr bescheidener Mensch gewesen. Seine Freundlichkeit war ein Ausdruck der Zuneigung und des Respekts gegenüber allen Mitmenschen. „Er hatte unendliche Geduld mit uns, und seine Worte waren immer klar und verständlich“, fügt sie an. Doch



▲ Die Heiligsprechung von Paul VI. veranlasste Papst-Nichte Chiara Montini, die Erinnerungen, die sie an ihren Onkel hat, mit anderen zu teilen. Foto: KNA

habe er auch ein „typisches Merkmal einiger Mitglieder der Montini-Familie“ vorgewiesen, verrät die Papst-Nichte: Humor, gepaart mit einer Ader subtiler Ironie.

Nachdem ihr Onkel zum Nachfolger Petri gewählt worden war, hatte er nicht mehr ganz so viel Zeit für sie wie vorher. Mit dem Tod seines Bruders Francesco 1971, des Vaters von Chiara, war Paul VI. „trotz 1000 wichtiger Dinge und weitaus größerer Verantwortung immer ein aufmerksamer und liebevoller Onkel, der versuchte, die Lücke zu füllen, die der Tod seines Bruders hinterlassen hatte“.

Nichte des Papstes zu sein, hatte auch seine Schattenseiten: Chiara erlebte in den Jahren des Protests gegen den Papst und seine Enzyklika „Humanae vitae“ manch „peinliche, schmerzhaft und dramatische Situationen, in denen ich mich nicht immer gegen ironische Äußerungen und beißende Witze verteidigen konnte“. Sie fühlte sich verletzt von den Angriffen auf ihren Onkel. Mit all dem konfrontiert, verbarg sie als Studentin beinahe ihre Herkunft.

Mario Galgano

Synodenpapier jetzt auch auf Deutsch

AACHEN/ESSEN (KNA) – Von der Amazonas-Synode im Oktober erhoffen sich die beiden kirchlichen Hilfswerke Misereor und Adveniat ein „Signal des Aufbruchs“. Das Treffen solle zeigen, „dass Wandel in Politik, Wirtschaft, Technik und nicht zuletzt auch in Kirche möglich ist“, schreiben die Hauptgeschäftsführer der beiden Werke, Pirmin Spiegel und Michael Heinz, in einem Vorwort zur deutschen Übersetzung der Konferenz-Agenda. Diese ist ab sofort auf den Internetseiten der beiden Hilfswerke abrufbar.

Die Gebetsmeinung

... des Papstes im Monat Juli

Dass jene, die in der Justiz tätig sind, rechtschaffen arbeiten, damit das Unrecht dieser Welt nicht das letzte Wort hat.



Stellenangebot

Wollen Sie Journalist/in werden und suchen Sie nach ersten Erfahrungen im Zeitungs- oder Online-Journalismus eine solide Ausbildung in einem Volontariat? Wir sind ein mittelständisches Medienunternehmen im Zentrum von Augsburg mit Engagements in den Bereichen konfessionelle Printprodukte, Radio, Fernsehen und Internet.

Für die Redaktion der **Katholischen Sonntagszeitung und der Neuen Bildpost in Augsburg** suchen wir zum nächstmöglichen Zeitpunkt eine/n



Volontär/in.

Die zweijährige Ausbildung zum/zur Zeitungsredakteur/in erfolgt unter Einbeziehung externer Fortbildungskurse und Hospitanzen bei Fernseh- und Radiosendern. Überdurchschnittliches Engagement, Gespür für kirchliche, gesellschaftliche und politische Themen und den Wunsch, in einem motivierten Team mit modernster Technik zu arbeiten, sollten Sie mitbringen. Erste journalistische Erfahrungen (z.B. Freie Mitarbeit bei Tageszeitung, Radio oder TV) und PC- bzw. Mac-Kenntnisse sind wünschenswert. Interessiert?

Wir freuen uns auf Ihre schriftliche Bewerbung mit Lebenslauf, Zeugnissen und Foto (gerne per E-Mail) an:

Sankt Ulrich Verlag GmbH, Bereichsleiterin Personal, Frau Melanie Schmid, Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg, Telefon: 0821/50242-58, melanie.schmid@sankt-ulrich-verlag.de.

KATHOLISCHE
Sonntagszeitung
FÜR DEUTSCHLAND

neue
bildpost
unabhängig christlich

Aus meiner Sicht ...



Bernd Posselt ist seit Jahrzehnten in der Europapolitik tätig und Sprecher der Sudetendeutschen Volksgruppe.

Bernd Posselt

Das darf sich nicht wiederholen!

Vor 40 Jahren erlebte ich in Straßburg als Assistent des großen Europäers Otto von Habsburg mit, wie die französische Schriftstellerin und Paneuropäerin Louise Weiss das erste direkt gewählte Europaparlament der Geschichte eröffnete. Ihre Ansprache über die prägenden Persönlichkeiten des Abendlandes und die Ideen, die unseren Kontinent geformt haben, gehört in jedes Geschichtsbuch.

Damals hatte die Straßburger Volksvertretung keine Kompetenzen, aber kämpferischen Mut. Heute besitzt sie mehr Zuständigkeiten als Bundestag und Landtage zusammen. In den vergangenen Jahren wirkte sich das aber auf die meist recht mickrige Beteiligung an den Europawahlen kaum aus.

Bei der diesjährigen Europawahl, die Spitzenkandidat Manfred Weber zu Recht als „Fest der Demokratie“ bezeichnete, war alles ganz anders. Entgegen pessimistischer Vorhersagen gelang es, die rechts- und linksextremistischen Nationalisten in die Schranken zu weisen und die Wahlbeteiligung stark zu erhöhen, in München etwa auf 66 Prozent.

Doch statt diese positiven Signale aufzunehmen und für die immer wichtiger werdende europäische Einigung zu nutzen, hat der Rat der Staats- und Regierungschefs diesen Erfolg nur sechs Wochen nach dem eindrucksvollen Europa-Bekenntnis der Bürger einfach zertrümmert: Er erkor nicht den Wahlsieger, sondern eine vorher niemals dis-

kutierte Bundesministerin als Kommissionspräsidentin.

Auch wenn Ursula von der Leyen sicher über Erkenntnisse und Erfahrungen verfügt und durch ihren, wenn auch knappen, Abstimmungserfolg im Europaparlament nun demokratisch legitimiert ist, gilt es zu verhindern, dass sich Derartiges wiederholt. Entweder muss sich der Rat wie der deutsche Bundespräsident künftig mit einem protokolларischen Vorschlagsrecht begnügen, oder dem von den Bürgern direkt gewählten Parlament muss durch Vertragsänderung ermöglicht werden, zwischen mehreren Kandidaten aus seiner Mitte, die die Fraktionen vorschlagen, frei auszuwählen.



Fürstin Gloria führt das Haus Thurn und Taxis in Regensburg. Sie bekennt sich zum christlichen Glauben und zur katholischen Lehre.

Gloria von Thurn und Taxis

Die Gaben der Barmherzigkeit

Seenotrettung! Das Wort ist in aller Munde. Menschen in Not zu helfen, ist immer richtig. Menschen in Not zu bringen, nicht! Genau darum geht es aber. Wer bringt Menschen dazu, für viel Geld ein Schlauchboot zu besteigen, um damit übers Mittelmeer ins „gelobte Europa“ zu gelangen? Wer kassiert 10 000 US-Dollar und mehr, um diese Menschen in Lebensgefahr zu bringen? Wem nutzt es? Hier werden Menschen ausgebeutet, um linksideologischen Zielen zu dienen, deren Auswirkungen völlig ungewiss sind.

Wenn ein Konsens bestehen würde, Millionen von Menschen bei uns aufzunehmen, wäre es dann nicht angebracht, richtig ausgestattete Schiffe zur Verfügung zu stellen? Für

10 000 Dollar kann man mit einem Charter-Schiff um die ganze Welt fahren. So teuer müsste die Überfahrt also gar nicht sein. Aber hier sind ganz andere Kräfte im Spiel. Und wehe dem, der darauf aufmerksam macht!

Zu den sieben Gaben der geistigen Barmherzigkeit zählt es, Irrende zurechtzuweisen und Unwissende zu belehren. Weist man aber darauf hin, dass Kindesmissbrauch am häufigsten in der Familie vorkommt oder dass eine „Watsche“, eine Ohrfeige, früher eine übliche pädagogische Maßnahme war, gilt das bereits als Bagatellisierung.

Niemand darf Kindesmissbrauch bagatellisieren! Aber niemand würde auf die Idee kommen, die Familie abzuschaffen, obwohl

Kinder dort häufig Opfer von Gewalt und Willkür sind.

Anderes Beispiel: Den US-Publizisten Steve Bannon als Rassisten zu bezeichnen, ist ein probates Mittel, jegliche Auseinandersetzung mit dieser Person zu verhindern. Wer sieht sich schon ein Interview mit einem Rassisten an? Dabei würde man schnell feststellen, dass Bannon etwa für die Rechte der Steuerzahler eintritt, die das Rückgrat der Gesellschaft bilden. Und er ist gegen multinationale Konzerne, die mal eben ihre Büros in andere Länder verschieben, um Steuern zu entgehen.

Vorurteile und Schnellschüsse sind nie geeignet, die Probleme dieser Welt zu benennen und auf diese aufmerksam zu machen.



Wolfgang Ockenfels ist emeritierter Professor für Christliche Sozialwissenschaft an der Theologischen Fakultät in Trier.

Wolfgang Ockenfels

Politik trennt – Religion eint?

Ob Jesus Christus, käme er wieder auf die Welt, Kirchen- oder Katholikentage besuchen würde? Auf diese Frage gab der Ex-Dominikaner und satirische Schriftsteller Hans Conrad Zander schon vor einigen Jahrzehnten die knappe Antwort: wohl kaum.

Inzwischen ist die Kritik am Rummel- und Eventcharakter religiöser Massenveranstaltungen nicht geringer, sondern eher stärker geworden. Das lässt sich auch an den abnehmenden Besucherzahlen ablesen. „Katholische“ Kirchentage und „evangelische“ Katholikentage sind heute austauschbar geworden. Und sie eignen sich in besonderer Weise zur problematischen Vermischung von Religion und Politik.

Diese Mischung ist nicht ungefährlich. Oft wirkt sie aggressiv und explosiv. Sie ist gefährlich für eine rationale Realpolitik, weil diese sich nicht von utopischen Visionen überfordern lassen kann. Und sie gefährdet den Glauben der Frommen, für die Christus nicht Mensch geworden ist, um eine politische Weltverbesserungsbewegung oder einen christlichen Staat zu gründen. Denn sein Reich ist „nicht von dieser Welt“.

Die Illusion eines christlichen Glaubensstaats hatte sich spätestens Papst Leo XIII. im 19. Jahrhundert abgeschminkt. Ihm wird der Satz zugeschrieben: Politik trennt, Religion eint. Damit war keineswegs die endgültige Harmonie zwischen konfliktreicher

Macht- und Interessenpolitik einerseits und den religiösen Glaubenshoffnungen andererseits proklamiert. Beide Sphären werden voneinander unterschieden, aber nicht völlig getrennt. Miteinander verbunden werden sie durch ein rationales Naturrechtsdenken, wie es in den Zehn Geboten kultur- und religionsübergreifend zum Ausdruck kommt.

Mir scheint es heute an dieser Unterscheidung und Verbindung der Geister von Politik und Religion zu fehlen. Wenn Politik religiös aufgeladen und Religion politisiert wird, ist eine vernünftige Verständigung kaum mehr möglich. Dann geht es nur noch um heftige Gefühle, die sich mit aller Kraft durchsetzen wollen.

Leserbriefe

Aktion sorgt für Verwirrung

Zu „Frauen ins Priesteramt?“ (Leserbriefe) in Nr. 27:

Zu der Frage in der Überschrift der Leserbriefe ein eindeutiges Nein! Bei der Priesterweihe sind nur Männer zugelassen. So soll es bleiben. In den anderen Konfessionen ist es etwas anderes: Die evangelischen Christen – ob Mann oder Frau – sind nicht im katholischen Sinn geweiht. Das ist doch ein Riesenunterschied!

Gegen den Priestermangel helfen ausländische Kleriker. Diese Priester, egal von welchem Kontinent sie stammen, sind eine Bereicherung. Man kann sie hervorragend verstehen. Ich habe schon verschiedene Predigten gehört, von Afrikanern, Indern, Polen. Da ging mir immer das Herz auf. Die meisten haben die deutsche Sprache in so kurzer Zeit gelernt, dass man aus dem Staunen nicht herauskommt.

Brigitte Darmstadt,
87600 Kaufbeuren

Der Frauenbund begrüßt Frauen am Altar! Da frage ich mich dann: Warum bin ich noch in dem Verein? Die katholische Kirche zu bestreiken ist keine Lösung. Frauen am Altar – das stelle ich mir komisch vor. Eine Frau hält die sakralen Gegenstände in den Händen – wo bleibt da die Ehrfurcht? Für mich ist ein Geistlicher eine Art „Stellvertreter Gottes“, eine Respektsperson, zu der man aufschauen kann. Oder nehmen wir die Vorstellung einer Frau im Beichtstuhl: unmöglich! All dieser Zirkus um Maria 2.0 schreit nach Kirchenaustritt!

Margareta Nies, 59652 Waldsassen

Dem Leserbrief von Frau Holme kann man nur zustimmen. Mit klaren und einfachen Worten kann man auch komplexe Situationen erklären und jeder versteht, was gemeint ist – ohne theologischen Schnickschnack.

Leserbriefe sind keine Meinungsäußerungen der Redaktion. Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen vor. Leserbriefe müssen mit dem vollen Namen und der Adresse des Verfassers gekennzeichnet sein. Wir bitten um Verständnis, dass Leserbriefe unabhängig von ihrer Veröffentlichung nicht zurückgeschickt werden.

Da muss ich unwillkürlich an das Jesus-Wort denken: Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder.

Herbert Petrasch, 91781 Weißenburg

Aufgabe des Priesters ist es, den Opfertod Jesu Christi nachzuvollziehen. Das muss der Zelebrant in der „Ich-form“ tun – als sei er Christus selbst. Würde eine Frau das Messopfer an Stelle Christi, der ja ein Mann ist, feiern, würden ihr dazu zwei männliche Fähigkeiten fehlen: die des „aktiven Hingebens“ und des „Drängens zum großzügigen Aussäen des Wortes“. Die Frau ist nämlich von ihrer Natur her auf „Empfangen“ und auf „Bewahren“ festgelegt.

Würde eine Frau versuchen, sich diese männlichen Fähigkeiten anzueignen, müsste sie ihren weiblichen Charme unterdrücken, und sie würde es dennoch nicht schaffen. In Anbetracht dieser fundamentalen Unterschiede zwischen dem Wesen des Mannes und dem der Frau ist es leicht nachvollziehbar, weshalb Jesus nur Männer mit der Feier des Messopfers beauftragt hat.

Wilhelm Dresbach, 86152 Augsburg

Johannes Paul II. hat unmissverständlich zu der Sache Frauenpriestertum erklärt: Die Debatte ist abgeschlossen. Auch Papst Franziskus hat es hervorragend auf den Punkt gebracht: Es werde niemand gezwungen, katholisch zu sein. Offenbar ist es inzwischen Mode, dass man alles erzwingen will und jeder überall mitreden will. Wie wäre es, wenn die Frauen ihre Zeit mehr dem Gebet widmen und jede Woche eine gewisse Zeit vor dem Allerheiligsten verbringen würden?

Helmuth Hüttl, 87439 Kempten

Die Aktion „Maria 2.0“ hat Verwirrung hervorgerufen. Schon der Name Maria wird dabei missbraucht. Jesus hat seine Mutter, die ja die würdigste aller Frauen ist, nicht zum Priestertum berufen, sondern den Aposteln dieses Amt übertragen. Für Frauen gibt es in der Kirche so viele Aufgaben, die diese übernehmen können. Vielleicht sollten die unzufriedenen Frauen wieder mehr die wunderbare Fähigkeit entdecken, in Familie und Gesellschaft mütterlich zu wirken.

Christine Foierl, 95643 Tirschenreuth



▲ Ein kirchliches Kinderheim der 1960er Jahre.

Foto: KNA

Gewagte Aussage

Zu „Geld heilt nicht alle Wunden“ in Nr. 26:

Dass es Unrecht, Skandale und Versäumnisse gab und leider immer noch gibt, ist elend. Dass so manches Kind eine unschöne Kindheit hatte, ist wohl unbestritten. Die Aussage aber, dass Hunderttausende ehemalige Heimkinder kein „einigermaßen normales

Leben“ führen konnten und unfähig waren zu arbeiten „und damit auch nie eine vernünftige Rente erwirtschaften“, ist in meinen Augen schon recht gewagt. Wie viele der Opfer, die inzwischen alt und grau geworden sind, haben die Leiden ihrer Kindheit längst vergessen, ein normales Leben geführt und ihre eigenen Kinder hoffentlich anders behandelt?

Siegfried Bösele, 87452 Altusried



▲ Den Mord am CDU-Politiker Walter Lübcke – im Bild die Trauerfeier – nahm Marian Offman in seinem Kommentar zum Anlass, vor dem Rechtsextremismus zu warnen. Der Leserbriefschreiber teilt Offmans Sorgen nicht. Foto: imago/Hartenfelser

Übertrieben

Zu „Gegen rechte Ausfälle machtlos?“ in Nr. 26:

Ich hatte schon gehofft, Herr Offman mit seinen unsäglichen Kommentaren wäre endlich ausgemustert worden. Aber nein: Wieder bekam er die Gelegenheit, gegen den „Dammbruch“ von „Rechts“ kräftig auszuteilen. Seine Untergangsszenarien sind voll von Übertreibungen, Larmoyanz, Verdächtigungen und Intoleranz. Bitte

verschonen Sie mich mit solchen Ausfällen!

Wigbert Bucker,
40885 Ratingen

So erreichen Sie uns:

Katholische Sonntagszeitung
bzw. Neue Bildpost
Postfach 11 19 20, 86044 Augsburg
Telefax: 08 21 / 50 242 81
E-Mail: redaktion@suv.de oder
leser@bildpost.de

Frohe Botschaft

17. Sonntag im Jahreskreis

Lesejahr C

Erste Lesung

Gen 18,20–32

In jenen Tagen sprach der HERR zu Abraham: Das Klagegeschrei über Sodom und Gomórra, ja, das ist angeschwollen und ihre Sünde, ja, die ist schwer. Ich will hinabsteigen und sehen, ob ihr verderbliches Tun wirklich dem Klagegeschrei entspricht, das zu mir gedungen ist, oder nicht. Ich will es wissen.

Die Männer wandten sich ab von dort und gingen auf Sodom zu. Abraham aber stand noch immer vor dem HERRN.

Abraham trat näher und sagte: Willst du auch den Gerechten mit den Ruchlosen wegraffen? Vielleicht gibt es fünfzig Gerechte in der Stadt: Willst du auch sie wegraffen und nicht doch dem Ort vergeben wegen der fünfzig Gerechten in ihrer Mitte? Fern sei es von dir, so etwas zu tun: den Gerechten zusammen mit dem Frevler töten. Dann ginge es ja dem Gerechten wie dem Frevler. Das sei fern von dir. Sollte der Richter der ganzen Erde nicht Recht üben?

Da sprach der HERR: Wenn ich in Sodom fünfzig Gerechte in der Stadt finde, werde ich ihretwegen dem ganzen Ort vergeben.

Abraham antwortete und sprach:

Siehe, ich habe es unternommen, mit meinem Herrn zu reden, obwohl ich Staub und Asche bin. Vielleicht fehlen an den fünfzig Gerechten fünf. Wirst du wegen der fünf die ganze Stadt vernichten?

Nein, sagte er, ich werde sie nicht vernichten, wenn ich dort fünfundvierzig finde.

Er fuhr fort, zu ihm zu reden: Vielleicht finden sich dort nur vierzig. Da sprach er: Ich werde es der vierzig wegen nicht tun.

Da sagte er: Mein Herr zürne nicht, wenn ich weiterrede. Vielleicht finden sich dort nur dreißig. Er entgegnete: Ich werde es nicht tun, wenn ich dort dreißig finde.

Darauf sagte er: Siehe, ich habe es unternommen, mit meinem Herrn zu reden. Vielleicht finden sich dort nur zwanzig. Er antwortete: Ich werde sie nicht vernichten um der zwanzig willen.

Und nochmals sagte er: Mein Herr zürne nicht, wenn ich nur noch einmal das Wort ergreife. Vielleicht finden sich dort nur zehn. Er sprach: Ich werde sie nicht vernichten um der zehn willen.

Zweite Lesung

Kol 2,12–14

Schwestern und Brüder! Mit Christus wurdet ihr in der Taufe begraben, mit ihm auch auferweckt, durch den Glauben an die Kraft Gottes, der ihn von den Toten auferweckt hat.

Ihr wart tot infolge eurer Sünden und euer Fleisch war unbeschnitten; Gott aber hat euch mit Christus zusammen lebendig gemacht und uns alle Sünden vergeben.

Er hat den Schuldschein, der gegen uns sprach, durchgestrichen und seine Forderungen, die uns anklagten, aufgehoben. Er hat ihn dadurch getilgt, dass er ihn an das Kreuz geheftet hat.

Evangelium

Lk 11,1–13

Jesus betete einmal an einem Ort; als er das Gebet beendet hatte, sagte einer seiner Jünger zu ihm: Herr, lehre uns beten, wie auch Johannes seine Jünger beten gelehrt hat! Da sagte er zu ihnen: Wenn ihr betet, so sprecht:

Vater, geheiligt werde dein Name. Dein Reich komme. Gib uns täglich das Brot, das wir brauchen! Und erlass uns unsere Sünden; denn auch wir erlassen jedem, was er uns schul-

dig ist. Und führe uns nicht in Versuchung!

Dann sagte er zu ihnen: Wenn einer von euch einen Freund hat und um Mitternacht zu ihm geht und sagt: Freund, leihe mir drei Brote; denn einer meiner Freunde, der auf Reisen ist, ist zu mir gekommen und ich habe ihm nichts anzubieten!, wird dann der Mann drinnen antworten: Lass mich in Ruhe, die Tür ist schon verschlossen und meine Kinder schlafen bei mir; ich kann nicht aufstehen und dir etwas geben?

Ich sage euch: Wenn er schon nicht deswegen aufsteht und ihm etwas gibt, weil er sein Freund ist, so wird er doch wegen seiner Zudringlichkeit aufstehen und ihm geben, was er braucht.

Darum sage ich euch: Bittet und es wird euch gegeben; sucht und ihr werdet finden; klopf an und es wird euch geöffnet. Denn wer bittet, der empfängt; wer sucht, der findet; und wer anklopft, dem wird geöffnet. Oder welcher Vater unter euch, den der Sohn um einen Fisch bittet, gibt ihm statt eines Fisches eine Schlange oder einen Skorpion, wenn er um ein Ei bittet?

Wenn nun ihr, die ihr böse seid, euren Kindern gute Gaben zu geben wisst, wie viel mehr wird der Vater im Himmel den Heiligen Geist denen geben, die ihn bitten.

Gedanken zum Sonntag

Beten – wie geht das?

Zum Evangelium – von Schwester Laetitia Eberle CBMV



Die Jünger bitten Jesus, ihnen zu erklären, wie man betet, und er deutet es ganz einfach: Sie sollen das Beten nicht so sehr als Hand-

lung, sondern als Haltung sehen. Gott als Gott anerkennen, der jenseits der sichtbaren Welt lebt, dem ich mein Leben verdanke, der mit mir unterwegs ist und mich auf ewig bei sich aufnimmt.

Der tief mit Gott verbundene Theologe Dietrich Bonhoeffer sagte es so: „Die Kraft des Menschen ist das Gebet. Beten ist Atemholen aus Gott; beten heißt, sich Gott anvertrauen.“

Alle Erlebnisse lösen Gefühle und Gedanken aus. Wenn ich mir diese in der Gewissheit der Gegenwart Gottes bewusstmache, entsteht ein ins Schweigen mündendes Zwiegespräch mit Gott, ausgesprochen oder still. Mein Blick weitet sich auf meine Herkunft und mein Ziel, auf meine Heimat in Gott.

Gebet geschieht immer begleitend und wechselseitig. „Denn meiner Meinung nach ist inneres Beten nichts anderes als Verweilen bei einem Freund, mit dem wir oft allein zusammenkommen, einfach um bei ihm zu sein, weil wir sicher wissen, dass er uns liebt“ (Teresa von Ávila).

Beten ist demnach keine Methode, sondern eine Beziehung, Voraussetzung, um ein im Sinne Jesu glaubender Mensch zu sein. An einen Menschen, den ich liebe, denke

ich dankbar – und in Sorge, wenn ihn etwas bedrückt. Ich freue mich an ihm und leide auch mit ihm. Mit einem geliebten Menschen möchte ich Zeit teilen, ihm zuhören und von mir erzählen, sein Rat bedeutet mir viel. Von einem Freund darf ich etwas erwarten, ohne Berechnung. Innere Nähe und Vertrauen prägen unsere Beziehung.

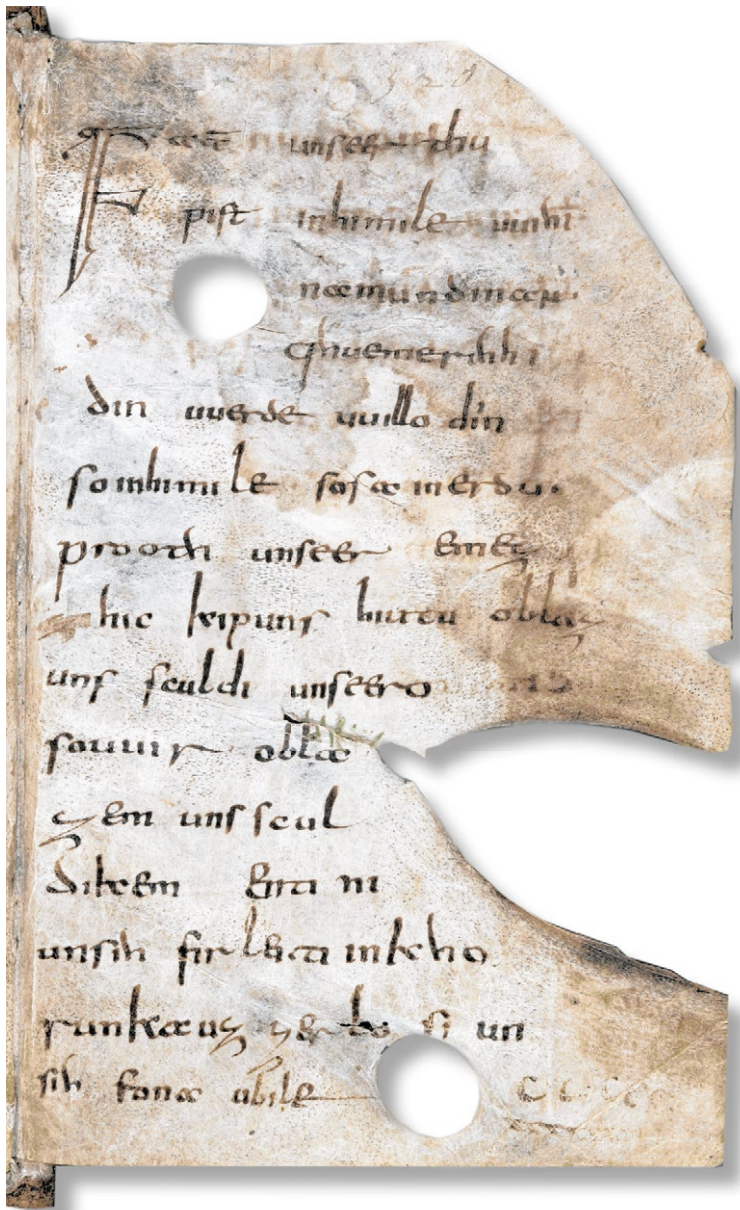
Gott – meine Gegenwart

Und doch ist es Gott allein, der mich vollkommen kennt und der weiß, was wirklich gut für mich ist. Während ich ihn draußen suchte, war er in meinem Innern, er, der mir innerlicher ist als mein Innerstes, beschrieb ihn der heilige Augustinus. Leistung und Gebetspensum sind hier fehl am Platz, wenn gleich

es notwendig ist, sich Zeiten für das Gebet zu geben, Zeiten, in denen nichts anderes geschieht als hinzuhören. Natürlich kann es auch hilfreich sein, in die Worte früherer Beteter einzuschwingen, von den alttestamentlichen Psalmen bis zu Texten der heutigen Lebenswelt.

Das Gebet wird zum Ausdruck meines Glaubens und Vertrauens, wenn ich selbst dann noch beten kann „Dein Wille geschehe“, wenn Gott nicht meine Wünsche, sondern seine Verheißung erfüllt. Ich traue Gott zu, dass er mich durch alle Passagen führt, die mir das Leben abverlangt. Er fordert mich heraus, in Stille und Schweigen, im Staunen und Genießen meine Sinne für seine Gegenwart zu schärfen.

Der schweigende Gott und der schweigende Mensch können einander sehr nahe sein. Solches Beten macht uns selbst- und gottbewusster. Und so kann ich, in Freundschaft mit Christus verbunden, den Menschen und meinen Aufgaben in der Welt zugewandt sein.



▲ Die althochdeutsche „Abrogans“-Handschrift mit dem ältesten Vaterunser in deutscher Sprache, um 790, Stiftsbibliothek St. Gallen. Foto: gem

Gebet der Woche

Besuch in der Kirche

Ich kann verweilen in deiner Stille,
ohne zu sagen, was mir gebricht.
Gott kennt meine Gedanken,
und es ward mir Licht.

Eva-Maria Brachmann

Glaube im Alltag

von Pater Cornelius Bohl OFM

Wissen Sie, ich habe so viel bekommen, da will ich wenigstens etwas zurückgeben.“ Ein toller Satz! Er fiel kürzlich eher nebenbei in einem Gespräch mit einem Mann, der mir von seinem ehrenamtlichen Engagement in einer Initiative für Geflüchtete erzählte.

Dieser Satz klingt so ganz anders als die moralischen Imperative, die gerade wir Christen oft im Hinterkopf haben: Man müsste und sollte ... Ich sollte mehr Zeit haben für meine Familie, mich aktiver einbringen in einem Projekt unseres Viertels, mich stärker in der Gemeinde engagieren. Aber was soll ich denn sonst noch alles machen? Es wird mir doch jetzt schon vieles zu viel. Am Ende bleibt dann oft eine ungute Mischung aus dem Gefühl der Überforderung und einem schlechten Gewissen.

Das Gute, das Gott mir geschenkt hat, zurückerstatten – für Franz von Assisi ist das ein ganz wichtiger Gedanke. Er findet sich oft in seinen Schriften. „Selig der Mensch, der alles Gute Gott, dem Herrn, zurückerstattet“, schreibt er einmal.

Ich mache mir etwas vor, heißt es sinngemäß an anderer Stelle, wenn es mir nur darum geht, „den Buchstaben zu wissen“ und ihn anderen zu erklären und mir dann auf diese geistliche Erkenntnis auch noch etwas einzubilden, so, als wäre das meine Leistung.

Ein Leben im Geist zeigt sich vielmehr darin, dass ich versuche, Gott durch mein Leben das zurückzuerstatten, was er mir durch die Begegnung mit seinem Wort schenkt. „Alles Gute wollen wir dem Herrn zurückerstatten und ihm danken,

von dem alles Gute kommt“, schreibt Franziskus in der ersten Regel.

Das gefällt mir: Die entscheidende Motivation, mich nicht nur um mich selbst zu drehen, ist weder Pflichterfüllung noch moralischer Druck oder gar die Sorge, wie ich vor anderen dastehe. Die entscheidende Motivation ist Dankbarkeit.

Pflichten können schwer belasten. Druck beugt nieder. Angestrenzte Imagepflege macht oft hart und eng. Dankbarkeit dagegen weitet und lockert das Herz und macht frei.

Locker zu sein, gilt nicht gerade als klassische christliche Tugend. Eine verkrampte Frömmigkeit aber entspricht ganz sicher nicht dem Geist des Evangeliums. „Ich bin nicht dankbar, weil ich glücklich bin“, formuliert es der Benediktiner David Steindl-Rast, „sondern ich bin glücklich, weil ich dankbar bin.“ Gerade der Urlaub kann eine Zeit sein, sich wieder einmal bewusst beschenken zu lassen.

Großzügig sein aus Dankbarkeit – so etwas kann man einüben. Zu den guten alten Formen von Glauben im Alltag gehört ein Augenblick der Stille am Ende des Tages. Dabei muss die erste Frage nicht lauten: Was ist heute schiefgelaufen? Was habe ich falsch gemacht?

Wie wäre es stattdessen mit diesem Rückblick: Was habe ich heute Gutes erlebt? Womit wurde ich heute beschenkt? „Ich habe so viel bekommen, da will ich wenigstens etwas zurückgeben.“



Woche der Kirche

Schriftlesungen und liturgische Hinweise für die kommende Woche
Psalterium: 1. Woche, 17. Woche im Jahreskreis

Sonntag – 28. Juli

17. Sonntag im Jahreskreis

Messe vom Sonntag, Gl, Cr, Prf So, feierlicher Schlusssegnen (grün); 1. Les: Gen 18,20-32, APs: Ps 138,1-2b.2c-3.6-7b.7c-8, 2. Les: Kol 2,12-14, Ev: Lk 11,1-13

Montag – 29. Juli

Hl. Marta von Betanien

Messe von der hl. Marta (weiß); Les: Ex 32,15-24.30-34 oder aus den AuswL, Ev: Joh 11,19-27 oder Lk 10,38-42

Dienstag – 30. Juli

Hl. Petrus Chrysologus

Messe vom Tag (grün); Les: Ex 33,7-11; 34,4b.5-9.28, Ev: Mt 13,36-43; **Messe vom hl. Petrus** (weiß); Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Mittwoch – 31. Juli

Hl. Ignatius von Loyola

Messe vom hl. Ignatius (weiß); Les: Ex 34,29-35, Ev: Mt 13,44-46 oder aus den AuswL

Donnerstag – 1. August

**Hl. Alfons Maria von Liguori
Priesterdonnerstag**

Messe vom hl. Alfons Maria (weiß); Les: Ex 40,16-21.34-38, Ev: Mt 13,47-52 oder aus den AuswL; **Messe um geistliche Berufe** (weiß); Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Freitag – 2. August

**Hl. Eusebius von Vercelli
Hl. Petrus Julianus Eymard
Herz-Jesu-Freitag**

Messe vom Tag (grün); Les: Lev 23,1.4-11.15-16.27.34b-37, Ev: Mt 13,54-58; **M. vom hl. Eusebius/vom hl. Petrus/vom Herz-Jesu-Freitag, Prf Herz-Jesu** (jew. weiß); jew. Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Samstag – 3. August

Marien-Samstag – Herz-Mariä-Sa

Messe vom Tag (grün); Les: Lev 25,1.8-17, Ev: Mt 14,1-12; **Messe Unbeflecktes Herz Mariä, Prf Maria** (weiß); Les u. Ev v. Tag oder aus ML V

WORTE DER HEILIGEN:
GERHARD HIRSCHFELDER

„Weil Christus nicht zu töten ist“



„In der Einsamkeit der Gefängniszelle“ in Glatz, vier Wochen vor seiner Einlieferung ins KZ, beginnt Hirschfelder seine Gedanken über „das Priestertum des heiligen Völkerapostels Paulus“ niederzuschreiben.

Wichtige Gesichtspunkte darin sind: Einsatz voll Eifer: „Von einem Tagewerk ‚mit heißem Bemühen‘ müssten wir an jedem Abend reden können. Nichts dürften wir scheuen, selbst das eigene Opfer des Lebens nicht, nicht die Leiden und Misshandlungen, nicht den äußeren Misserfolg, nicht die Mühe der Kleinarbeit, an jedem Einzelnen zu arbeiten wie ein Vater an seinen Kindern.“

Vorbild sein: „Es ist doch eigentlich recht gefährlich, etwas predigen oder im Beichtstuhl fordern zu müssen, was man selbst nicht hält, oder vielleicht ist es noch gefährlicher, wenn ‚man‘ es sagt und die Leute wissen genau, wie schlimm es damit beim Priester selbst steht.“

Nächstenliebe: „Gerade die, die niedergedrückt seien, brauchten den Priester, der

aufrichte und ihnen ‚geistige Kost‘ gebe, ja den sie selber als geistige Kost erleben.“

„Den anderen selbstlos lieben, ohne dass er es weiß und danke sagen kann.“

Liebe zur Gemeinde: „Wir dürfen den Menschen weder Herz noch Hand verschließen. Unsere Augen müssen stets voll Liebe blicken, auch wenn vorher unsere eigene Sorge übergroß wurde. Jeden mit derselben Freundlichkeit, ja wie ein Vater (1 Thess 2,11), wie eine Mutter (Gal 4,19) müssen wir den Ersten wie den Letzten aufnehmen.“

Tadel aus Liebe: „Oft verschweigt ein Priester, der seine Gemeinde nicht beleidigen will, manches, was gesagt werden müsste. Das ist falsch, die Gemeinde hat so den größten Schaden. Tadelnde Worte müssen freilich sehr überlegt werden, dann werden sie zwar der Gemeinde wehtun, aber nicht verletzen.“

Leid: „Christsein ist stärkstes Selbstloswerden. Kann man das, ohne im Leid zu stehen? Also sind wir doch Gott zu höchstem Dank verpflichtet, wenn er uns durchs Leid her-

Heiliger der Woche

Gerhard Hirschfelder

geboren: 17. Februar 1907 in Glatz (heute Kłodzko)
gestorben: 1. August 1942 im KZ Dachau
seliggesprochen: 2010
Gedenktag: 2. August

Hirschfelder war wesentlich geprägt durch den katholischen Jugendbund „Quickborn“. Seine uneheliche Geburt machte es ihm nicht leicht, Priester zu werden. 1932 wurde er dennoch geweiht und 1939 Diözesanjugendseelsorger für die Grafschaft Glatz. In seiner Tätigkeit erfolgreich und als Kritiker des Nationalsozialismus kam er bald ins Visier der Gestapo. Bei einer Jugendwallfahrt im Juni 1941 sagte er: „Ich kann nicht schweigen, wenn ich sehe, was auf die Kirche zukommt.“ Nach der Zerstörung eines Marienbildstocks äußerte er in einer Predigt: „Wer der Jugend den Glauben an Christus aus dem Herzen reißt, ist ein Verbrecher.“ Wenig später wurde er verhaftet und nach einem kurzen Aufenthalt im Gefängnis von Glatz ins Konzentrationslager Dachau gebracht, wo er ein halbes Jahr später erschöpft durch Hunger und Schikanen starb. *red*

auszieht aus der Leidenschaft der Ich-Kultur. Wenn wir darum durch Leid ‚äußerlich‘ aufgerieben werden, können wir ‚innerlich‘ erneuert werden.“

„Gott hat den Menschen viele Kräfte gegeben, die aber erst geweckt werden müssen: Glaube, Hoffnung, Liebe werden nicht zur Tugend, wenn sie nicht erprobt werden. Glaubenshelden sind geworden in der Zeit der Prüfungen.“

Fröhlichkeit: „Unseren wirklichen seelischen Reichtum kann ja die Welt nicht erkennen. Man denkt, man nehme uns alles, wenn man uns irdische Besitztümer raubt, aber gerade damit erwerben wir uns ja den großen Reichtum. Und so kann der Christ, besonders der Priester, der immer fröhliche Mensch sein, weil Christus, für den wir leben, nicht zu töten ist.“

Abt em. Emmeram Kränkl; Fotos: gem, oh

Gerhard Hirschfelder finde ich gut ...

Hugo Goeke

GERHARD HIRSCHFELDER

PRIESTER
UND MÄRTYRER



EIN LEBENSBIOD MIT
GLAUBENSIMPULSEN FÜR
HEUTIGE CHRISTEN

dialogverlag

„Man nimmt ihm alles, aber er bewahrt seine Würde. Indem er gibt, was man ihm nimmt, reift er geradezu zu menschlicher und christlicher Größe. Das findet Ausdruck darin, dass er seine Zeit im Gefängnis und im Konzentrationslager nicht als eine verlorene Zeit ansieht. Auch diese Zeit ist für ihn gefüllt, erfüllt von segensreichem Leben und Leiden für andere. So reift sein menschliches Leben und Leiden zu höchster Vollendung. Und er erliegt nicht sinnlosem Leben und Sterben.“

Pfarrer Prof. em. Hugo Goeke 2010 in Habelschwerdt, wo Gerhard Hirschfelder die Worte sprach, die ihm zum Verhängnis wurden

Zitate

von Gerhard Hirschfelder

„Gott braucht uns manchmal auf einem recht schwierigen Platz.“

„Weil es Dein Wille ist, will ich am Ort des Leidens bleiben, solange Du willst.“

„Lasst uns immer wieder aufs Neue unser ‚Ja, Vater‘ sprechen, wenn es auch manchmal schwer ist ... Aber all das sind immer kleine Übungsstunden, um reifer zu werden für alles, was Gott von uns fordert“
(Dachau, 14. Dezember 1941).

„Gott lenkt schon unser Leben zu unserem Besten, unser Gebet hilft. – Als Gottes Kinder stehen wir alle in seiner Hut“ (Dachau, 12. Februar 1942).

„Treue im Leid ist Feuerprobe für den Menschen. Nicht die Eltern sind die besten, die nie tadeln, sondern die, die auch streng sein können, die etwas vom Kind verlangen. Also ist das Leid, das Gott uns schickt, auch ein Zeichen seiner besonderen Liebe zu uns.“

KIRCHENMANN AUS AVIGNON

Französisches Finanzgenie

Papst Johannes XXII. trug für Kirche und Arme Gelder zusammen – und war verhasst



▲ „Fuchs von Cahors“ nannte man Papst Johannes XXII. Listig soll er schon beim Konklave gewesen sein: Als die Wahl dauerte, spielte er den Sterbenden.

CAHORS/AVIGNON – Das südfranzösische Cahors feiert am 27. Juli den 900. Jahrestag seiner Kathedrale Saint-Étienne. Ihre Seccomalereien in der westlichen Kuppel gab Johannes XXII. in Auftrag. Die Altarweihe ist eine gute Gelegenheit, dem einstigen Papst in Avignon, dem gewieften Politiker und Finanzgenie sowie dem berühmtesten Sohn der Stadt einen Besuch abzustatten.

Johannes XXII. (1316 bis 1334) gehörte zu den prägnantesten Papstgestalten seiner Zeit. Bis er 1900 von Leo XIII. und jüngst vom emeritierten Benedikt XVI. überholt wurde, war er über Jahrhunderte der älteste aller Petrus-Nachfolger. Im hohen Alter von 72 Jahren wurde Jacques Arnaud Duèze, Sohn eines kleinen Handwerkers aus Cahors, gewählt; dennoch regierte er über 18 Jahre. Als vormaliger Bischof von Avignon verlegte er den päpstlichen Sitz dauerhaft dorthin.

„Ubi papa, ibi Roma“ – wo der Papst ist, da ist Rom, lautete eine weit verbreitete Devise des hohen Mittelalters. Die südfranzösische Kleinstadt Avignon wurde ab 1309 für rund 70 Jahre Schauplatz des „Exils“ oder der „Babylonischen Gefangenschaft“ der Päpste. Bis heute verbindet die Kirchengeschichtsschreibung mit Avignon vor allem

eine Zeit moralischen Niedergangs. Wie aber kam Rom an die Rhône? Frankreichs König Philipp IV., (1268 bis 1314), genannt der Schöne, hat seinen Rivalen Papst Bonifaz VIII. mit Gewalt zum Sterben gebracht. Dessen Nachfolger Clemens V., einen kränklichen und willensschwachen Franzosen, zwingt er in seinen Einflussbereich.

Als König Philipp IV. stirbt, rückt eine Rückkehr des Papsttums nach Rom in den Bereich des Möglichen. Doch obwohl der Dichter Dante Alighieri die sieben italienischen Kardinäle beschwört, können diese gegen die inzwischen 17 Franzosen im Kollegium nichts ausrichten. 1316 einigt man sich wieder auf einen Gascogner: Jacques Duèze.

Enorm tatkräftig

Kränklich und klein von Wuchs, agiert dieser als Johannes XXII. leidenschaftlich und enorm tatkräftig. Der gewieft Jurist und Verwaltungsexperte baut die päpstlichen Finanzinstrumente wie den Pfänden- und Ablasshandel entschlossen aus. Sein Spitzname lautet: „Fuchs von Cahors“.

Der Kirchenrechtler streitet sich mit dem Franziskanerorden und Kaiser Ludwig dem Bayern um die Frage der Armut Christi und ob weltlicher Besitz der Kirche daher

rechtmäßig sei. Diese Auseinandersetzung wird in Umberto Ecos Roman „Der Name der Rose“ thematisiert.

Scharfsinn, eine auffällige Unhöflichkeit und Strenge, Vetternwirtschaft und institutionelle Raffgier – bei zugleich totaler persönlicher Anspruchslosigkeit – machen Johannes XXII. bei vielen politischen Herrschern wie auch bei Kirchenvertretern verhasst. In puncto Nepotismus setzt er neue Maßstäbe; fünf seiner Verwandten macht er zu Kardinälen.

Brotlaibe für die Armen

Gleichzeitig gibt Johannes XXII. einen beträchtlichen Teil der nun riesigen Einnahmen des Papstes an die Armen. In Avignon schafft er dafür eigens das Almosenamt – das zuletzt unter Papst Franziskus wieder zu größerer Bedeutung gelangt ist. Aufzeichnungen belegen tägliche Mahlzeiten für die Armen und die Verteilung von Zehntausenden Laien Brot pro Woche, von Kleidung und Arzneien.

Zugleich legt der „Fuchs von Cahors“ den Besitz der Päpste in der Region zusammen: 1317 kauft er zur päpstlichen Grafschaft Venaisin die benachbarten Dörfer Valreas

und Grillon hinzu und erhält drei Jahre später auch die wohlhabende Templer-Komturei von Richerenches aus der „Erbmasse“ des aufgelösten Ordens.

Clemens VI., einer von Johannes' Nachfolgern, schließt 1344 mit dem Kauf von Visan das kleine Territorium zur „Enclave des Papes“ ab. Bis 1791 Revolutionstruppen einmarschieren, gehört die „Enclave“ über fast ein halbes Jahrtausend nicht zu Frankreich, sondern zum Kirchenstaat.

Seiner Heimatstadt Cahors, die in dieser Epoche ebenfalls wirtschaftlich floriert, bleibt Johannes XII. lebenslang verbunden. So beauftragt er etwa die Ausmalung der Kuppeln in der Stephans-Kathedrale. Nur die der westlichen Kuppel haben sich bis heute erhalten.

Johannes' Nachfolger verbauten und verbubelten alles, was das Finanzgenie an Gütern angehäuft hatte. Benedikt XII., als Zisterzienser von Haus aus eigentlich der Armut verpflichtet, begann 1335 den Bau des gigantischen Papstpalastes in Avignon – nachdem seine versuchte Rückkehr nach Rom an dortigen Adelsfehden scheiterte. Und der prunksüchtige Clemens VI. ließ Benedikts schmucklosen, aber standesgemäß massiven „Alten Palast“ sogar durch den „Neuen“, wesentlich luxuriöseren erweitern – zum größten Gebäude des Mittelalters.

Alexander Brüggemann



Die Kathedrale Saint-Étienne muss im späten elften Jahrhundert begonnen worden sein. Sie ist Teil des Unesco-Weltkulturerbes „Jakobsweg in Frankreich“.



Teufels- gegen Kreuzzeichen? Nein!
Zahlreiche Besucher des Heavy-
Metal-Festivals in Wacken
suchen Andacht und Ge-
spräche mit Seelsorgern.

Foto: imago/Eibner

MUSIK, TEUFELSZEICHEN UND GLAUBEN

„Die leben, was wir predigen“

Wacken Open Air: Kirche schenkt Heavy-Metal-Fans Andacht und Seelsorge

WACKEN – Stille? Nein. Andacht? Ja. Anfang August strömen rund 80 000 Musik-Fans zum Wacken Open Air, dem größten Heavy-Metal-Festival der Welt. Mitten unter der ohrenbetäubenden Kulisse, die oft religionskritischen Inhalt liefert: die Kirche.

Einmal im Jahr wird aus der evangelisch-lutherischen Heiligen-Geist-Kirche in der Gemeinde Wacken in Schleswig-Holstein die „Metal Church“. Dann ist das Gotteshaus bis auf den letzten Platz mit schwarz-gekleideten und verschlammten Hard-Rock-Fans besetzt. Sie feiern gemeinsam eine Andacht und hören anschließend ein Rockkonzert.

Umgedrehte Kreuze

Es kommen aber nicht nur die Festival-Besucher: „Auch Seniorinnen aus meiner Gemeinde sitzen dann in der Kirche“, sagt Pastorin Petra Judith Schneider, die seit 13 Jahren in der Gemeinde wirkt. „Anschließend holen sie ihren Ohrenschutz aus der Handtasche.“ Für Leute außerhalb des Dorfs sei das vermutlich kaum zu glauben, aber Gemeindeglieder und Metal-Fans freuen sich gemeinsam auf das Konzert. „Da gibt es keine Berührungängste“, sagt Schneider.

Seit sechs Jahren lädt die Gemeinde die Musikfans in ihr Gotteshaus ein. Auf den ersten Blick scheinen die dort nicht hinzugehören, denn

die Texte der Heavy-Metal-Musik handeln oft von Tod und Gewalt und kritisieren die Religion. Die Anhänger tragen Shirts mit der Teufelszahl 666 oder umgedrehten Kreuzen. Das Teufelszeichen, aus kleinem Finger und Zeigefinger geformt, ist das Erkennungszeichen der Szene. Trotzdem engagiert sich die evangelische Kirche mit der „Metal Church“ und einer Festival-Seelsorge.

„Ich bin nicht immer mit den Texten einverstanden. Auch das Teufelszeichen will ich überhaupt nicht verharmlosen“, sagt Pastorin Schneider. „Aber warum dürfen wir nicht beten, dass die Menschen ein schönes Festival haben? Dass niemand verletzt wird?“ Dennoch gibt es für sie Grenzen. Bei Rammstein etwa. „Die spielen mir zu extrem mit Symbolen, auch mit rechtsradikalen Andeutungen. Die würden bei mir in der Kirche kein Konzert geben.“ Und Bier und Zigaretten sind im Gotteshaus verboten.

Natürlich gebe es auch kritische Stimmen zum kirchlichen Engagement. In ihrer Gemeinde ist die „Metal Church“ aber akzeptiert. Die Pastorin sieht auf dem Wacken eine Chance. „Etliche der Besucher sind kirchenaffin. In der Andacht spüre ich eine große Neugierde für Lieder, Gebete und Predigt. Auch das Vaterunser beten alle mit“, sagt Schneider. Sicherlich kämen manche nur zum Konzert, aber: „In einem Jahr mussten die Besucher warten bis das Konzert beginnen konnte. Da haben

sie sich einfach die Gesangsbücher genommen und spontan ‚Danke für diesen guten Morgen‘ angestimmt.“

Beim Festival dabei zu sein, zeige die Offenheit der Kirche, sagt Schneider. Nach einer Trauung auf dem Gelände vor einigen Jahren habe ein Fan sie in einer großen Menschenmenge wiedererkannt: „Der sagte: ‚Ey, cool, Sie sind doch die Pastorin, die das Paar getraut hat. Das war stark!‘“, berichtet Schneider. „Die Menschen auf dem Festival nehmen wahr, dass die Kirche zu den Menschen geht, um für sie da zu sein.“

Ein Ohr für Sorgen

Das hat auch Björn Hattenbach sofort angesprochen. „Ich finde es spannend, Kirche an einem anderen Ort zu erleben, da zu sein, wo man sie vielleicht nicht vermutet, und dort Hilfsangebote zu machen. Gerade auch für Menschen, die mit der Kirche sonst nichts am Hut haben“, sagt der 40-jährige Diakon, der seit 2011 zum Team der Festivalseelsorge beim Wacken gehört.

Seit zehn Jahren sind Theologen, Sozialpädagogen und Psychologen von 13 Uhr bis fünf Uhr früh täglich auf dem Festivalgelände unterwegs. Sie bieten Gespräche in zwei großen Zelten an. Auch über ein Notfalltelefon sind die Seelsorger für Besucher erreichbar.

„Wir versuchen, für die Menschen da zu sein, mit ihren Lebensfragen und Ängsten, bei Überforderung, Depressionen oder bei

zwischenmenschlichen Konflikten“, sagt Hattenbach. Einige Besucher nutzen die Anonymität des Festivals gezielt für ein Gespräch.

Häufiger breche auf dem Festival etwas auf, das die Menschen überfordert. Berufliche oder familiäre Probleme. „Viele Menschen fahren allein zum Wacken. Sie feiern, stehen den ganzen Tag unter Vollspannung und abends geht jeder in sein Zelt und auf einmal sind sie allein. Manche kommen mit dieser Situation nicht klar und möchten darüber sprechen“, sagt Hattenbach.

Die Seelsorger versuchen dann, die Eindrücke zu ordnen und Möglichkeiten aufzuzeigen. „Wir möchten den Menschen wieder Hoffnung geben und sie so weit wieder fit machen, dass sie für sich entscheiden können, ob sie auf dem Festival bleiben und es weiter genießen können oder ob sie abrechnen wollen“, sagt Hattenbach. Insgesamt nutzen in den Festivaltagen mehr als 100 Besucher das Angebot.

Die Kirche auf dem Wacken, zwischen lauter Musik und wild feiernden Menschen. Beide Seelsorger sind sich einig: Das passt gut zusammen. „In einem Jahr sind wir vor lauter Regen völlig abgeseoffen. Da haben ein paar kräftige Männer Gehbehinderten schnell geholfen und Rollstühle aus dem Schlamm gezogen“, erinnert sich Schneider. „Ich sage immer: Die leben hier häufig das, was wir sonntags predigen“, sagt Hattenbach.

Kerstin Ostendorf



▲ Er kennt sich aus in Rosenthal: Michael Scholze ist seit 40 Jahren Lektor in der Wallfahrtskirche „Unsere liebe Frau zur Linde“.



▲ An diesem Wochenende feiert Rosenthal das „Gigfestival“. Hunderte Musikfans werden erwartet. Foto: gigfestival.de

WOHIN DEUTSCHLANDS SLAWEN PILGERN

Ein Gnadenort wird laut

„Gigfestival“ in Rosenthal: Wallfahrtsziel nicht nur für Sorben

ROSENTHAL – Der Glaube schenkt den Menschen ein erfülltes Leben, sagt Stephan Delan. Seit 2015 amtiert der katholische Geistliche als Pfarrer von Ralbitz westlich von Bautzen. Zu seiner Gemeinde gehört Rosenthal – für Deutschlands slawische Minderheit, die Sorben, ein zentraler Wallfahrtsort. An diesem Wochenende wird es an dem beschaulichen Ort der Einkehr laut: Rosenthal feiert das „Gigfestival“.

Um 1350 wurde der Ort erstmals urkundlich erwähnt. Als Wallfahrtsort ist Rosenthal seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bekannt. Eine Legende besagt: Um das Jahr 800 sahen Soldaten bei Bautzen eine schöne Frau. Der sorbische Edelmann Lucian verfolgte sie zu Pferd. Bei einer Linde verschwand die Erscheinung. In diesem Baum soll Lucian eine kleine Marienfigur

aus Holz gefunden haben. Ein heller Lichtschein habe sie umgeben.

Die älteste historisch nachweisbare Nachricht von einer Kapelle zur Verehrung Marias in Rosenthal nennt 1516 eine „Capella Beata Mariae Virginis“. 1537 entstand neben der Kapelle ein erstes massives Kirchlein. Die heutige dreischiffige Wallfahrtskirche entstand 1778 im italienischen Rundbogenstil. Sie trägt den Namen „Unsere liebe Frau zur Linde“.

1945 brannte das Gotteshaus bis auf die Grundmauern nieder. Im letzten Augenblick konnte das Gnadenbild gerettet werden. Es ist heute in den hölzernen Hochaltar der

wiedererrichteten und 1947 geweihten Kirche eingefügt. Das etwa 30 Zentimeter hohe Standbild aus Lindenholz, das die Muttergottes mit Jesuskind und Birne zeigt, entstand um 1480. Ein Original aus Lucians Zeit, so es denn je existiert hat, blieb nicht erhalten.

Rund 250 Einwohner leben heute in Rosenthal. Nur noch die 88-jährige Maria Lippitsch geht täglich in sorbischer Tracht. „Das war in meiner Kindheit anders“, erzählt Michael Scholze. Der 68-Jährige ist seit 40 Jahren Lektor in der Pfarrgemeinde. Früher, erinnert er sich, habe Sorbisch den Alltag geprägt. Das Leben war von tiefer Religiosität und harter Arbeit bestimmt. Auch Scholzes Lehrerin Maria Retschke ging in Tracht. Sie war die Schwester des ersten sorbischen Seligen: Alojs Andritzki, der 1943 im KZ Dachau ermordet wurde.

„Alle zwei Jahre war in den Sommerferien Jugendwallfahrt“, erinnert sich Scholze. „In den 1960er Jahren kamen 2000 bis 3000 Teilnehmer. In den 1970er Jahren waren es noch mehr. Das war mit Abstand die größte Wallfahrt im Ort. Für uns Einheimische war das stets ein besonders freudiges Ereignis. Als Ministranten waren wir sozusagen im Dauereinsatz. Viele Rosenthaler Familien nahmen junge Wallfahrer zur Übernachtung auf.“

Das Glaubensleben im Ort ist bis heute vielfältig. Jeden Sonntag findet der erste Gottesdienst auf Sorbisch, der zweite auf Deutsch

statt. „Regelmäßig führen Wallfahrten nach Rosenthal“, sagt Pfarrer Delan. Am Dienstag nach Ostern kommen bis zu 1000 Osterreiter. Sie feiern mit kraftvollem Gesang und tiefen Gebeten ihren Dankgottesdienst. Am Pfingstmontag führt die Pfingstwallfahrt viele Familien in den Ort.

An diesem Wochenende nun findet wieder das „Gigfestival“ auf der Wallfahrtswiese statt. Das christliche Musikfest entstand 2014. Erstmals wurde es – noch als „Alojs-Andritzki-Festival“ – zum 100. Geburtstag des sorbischen Seligen und ihm zu Ehren in Radibor veranstaltet. 150 begeisterte Teilnehmer wurden gezählt. Im Folgejahr waren es bereits 300 Jugendliche.

2016 fand das Festival erstmals in Rosenthal statt und erstmals unter dem neuen Namen „Gigfestival“. „Gig“ steht für „Gott ist gut“. Das Festival will durch Musik, Gebet, Katechese und Gemeinschaft Jugendliche in ihrem Christsein stärken. Sie sollen anderen Menschen die Freude und den Mut des Glaubens weitergeben.

Festival-Eintritt frei

Das „Gigfestival“ soll dazu für Raum und Atmosphäre sorgen. Jahr für Jahr findet es Ende Juli in Rosenthal statt. In den Tagen zuvor war es bereits in drei anderen Orten des Glaubens zu Gast: im badischen Kloster Waghäusel (*wir berichteten in Nr. 28*), auf dem „Erfahrungsfeld Schön und Gut“ in Siegen und im Schönstattzentrum Kösching. Der Eintritt zu den Festivals ist frei.

Pfarrer Delan, der im nahen Panschwitz-Kuckau aufgewachsen ist, kennt Rosenthal seit seiner Kindheit. Oft lief er bei Wallfahrten mit. „Das steckt immer noch sehr lebendig in mir“, erzählt er. Rosenthal schätzt Delan

als Ort der Gnade, des Trosts, der Einkehr und der vielfältigen Begegnungen. Die Sorben, macht er deutlich, besuchten hier ihre geistliche Mutter Maria.

Ab 1974 bestand an der Wallfahrtskirche ein Männerkloster. Einige Jahre steht es nun schon leer. Delan hofft, dass bald wieder neues Leben durch junge Priester einzieht. Mit viel Idealismus sollen sie „Glauben und Gemeinschaft vorleben“ – ganz so, wie es das „Gigfestival“ bereits tut.

Andreas Kirschke



▲ Blick auf die Wallfahrtskirche Rosenthal.

Fotos: Kirschke (2)

Hinweis

Eine für Smartphones optimierte „WebApp“ zum „Gigfestival“ finden Sie unter: www.gigfestival.app.

Vor 100 Jahren wurde das Reichstagsgebäude Sitz des Parlaments der ersten Demokratie auf deutschem Boden. Die Weimarer Reichsverfassung bestimmte, dass staatliche Zahlungen an die Kirchen eingestellt werden – eigentlich.



100 JAHRE REICHsverFASSUNG

Staatsleistungen und kein Ende?

„Ablösebefehl“ sollte Zahlungen an die Kirchen stoppen – Bis heute nicht umgesetzt

BERLIN – Vor 100 Jahren, am 31. Juli 1919, wurde die Weimarer Reichsverfassung beschlossen, am 11. August trat sie in Kraft – und mit ihr der „Ablösebefehl“, der die sogenannten Dotationen an die Kirchen eigentlich beenden sollte. 100 Jahre später zahlen die Bundesländer noch immer rund 550 Millionen Euro an die katholischen Bistümer und die evangelischen Landeskirchen – Gelder, die in Seelsorge, Krankenversorgung oder Kinderbetreuung fließen.

Grund für den Geldfluss ist die größte Gebietsumverteilung in der deutschen Geschichte. Am 25. Februar 1803 beschlossen die Reichsstände im Reichsdeputationshauptschluss die Entschädigung für die an Frankreich verlorenen linksrheinischen Gebiete. Kirchliche Besitzungen wurden säkularisiert. Territorium und landesherrliche Gewalt von 112 rechtsrheinischen Reichsständen wurden weltlichen Fürstentümern übertragen.

Ein weltliches und zwei geistliche Kurfürstentümer, 19 Reichsbistümer, 44 Reichsabteien und 45 von 51 Reichsstädten waren betroffen. Ohne Widerstand der Bevölkerung oder der Kurie wechselten rund 10 000 Quadratkilometer geistlicher

Herrschaftsgebiete mit geschätzt 3,2 Millionen Einwohnern, etwa einem Siebtel der damaligen reichsdeutschen Bevölkerung, ihren Herrscher.

Selbst in der DDR gezahlt

Preußen war einer der großen Gewinner. Das Land erhielt zum Ausgleich für die linksrheinischen Gebiete, die es an Napoleon verlor, fünf Mal so viele rechtsrheinische Flächen. Mit einem Schlag wuchs die Bevölkerung Preußens um eine halbe Million Menschen. Für die verlorengegangenen Bistümer und Ländereien erhielten die Kirchen fortan Ausgleichszahlungen. Selbst im „Dritten Reich“ und in der betont säkularen DDR wurden diese Leistungen nicht eingestellt.

„Die Zahlen steigen von Jahr zu Jahr“, sagt Theologe Andreas Fincke, Leiter der Evangelischen Stadtakademie in Erfurt. „Seit der Gründung der Bundesrepublik Deutschland sind etwa 20 Milliarden Euro an die beiden Kirchen geflossen.“ Auf diese Dotationen wollen die Kirchen nicht verzichten, bestätigt Prälat Martin Dutzmann, Bevollmächtigter des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland bei der Bundesrepublik Deutschland und der Europäischen Union.

„2,2 Prozent am Gesamthaushalt, das sind ungefähr 270 bis 280 Millionen Euro“, rechnet Dutzmann vor, machen die Dotationen bei den deutschen Protestanten aus. Das sei aber je nach Landeskirche sehr unterschiedlich: „Zum Beispiel hat die Evangelische Kirche in Mitteldeutschland einen viel höheren Anteil ihres Haushalts, den sie aus Staatsleistungen decken muss, als etwa die Evangelische Kirche im Rheinland.“

Welche Reichtümer genau der Kirche 1803 weggenommen wurden und wie viel diese noch wert sind, kann auch die Kirche nicht sagen. „Unmittelbare Zahlungen von Bischofsgehältern an die Begünstigten gab es bis 2012 wohl nur noch in Bayern. Nach wie vor werden diese Gehälter aber vom Freistaat Bayern gezahlt, sodass sie sich nicht völlig ununterscheidbar in Pauschalleistungen auflösen, wie dies in anderen Ländern der Fall ist“, heißt es bei der Deutschen Bischofskonferenz.

So weit – so juristisch einwandfrei. Nur gibt es seit genau 100 Jahren den Auftrag, die Dotationen abzulösen, also letztlich zu beenden. Das steht seit 1919 in Artikel 138 der Weimarer Reichsverfassung, der so auch ins Grundgesetz übernommen wurde (siehe Kasten „Das Zitat“). Nur: Geschehen ist seitdem nichts. Keine deutsche Regierung hat sich je daran gemacht, diesen „Ablösebefehl“ zu erfüllen.

„Wir müssten als Gegenwert das bekommen, womit wir die aktuellen Zahlungen ersetzen können“, sagt Jörg Antoine, Präsident des Konsistoriums der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz. „Das hängt davon ab, was man uns gibt. Gibt man uns Grundstücke? Aktien? Geld? Dann

Das Zitat

Artikel 138 Absatz 1 der Weimarer Reichsverfassung besagt: „Die auf Gesetz, Vertrag oder besonderen Rechtstiteln beruhenden Staatsleistungen an die Religionsgesellschaften werden durch die Landesgesetzgebung abgelöst.“ Absatz 2 bestimmt: „Die Grundsätze hierfür stellt das Reich auf. Das Eigentum und andere Rechte der Religionsgesellschaften und religiösen Vereine an ihren für Kultus-, Unterrichts- und Wohltätigkeitszwecke bestimmten Anstalten, Stiftungen und sonstigen Vermögen werden gewährleistet.“

kann man gucken, was daraus finanziert werden kann.“

Es müsste ein Angebot sein, mit dem beide Kirchen zufrieden sind. Bei der Deutschen Bischofskonferenz heißt es: „Wie die Höhe der konkreten Ablössungssumme zu berechnen ist, ist seit jeher strittig. Nicht zuletzt ist unklar, ob die Höhe der Ablössung sich auf vollen Wertersatz richtet oder lediglich eine angemessene Entschädigung geschuldet wird.“

Die diskutierten Ablösezahlungen reichen vom zehnfachen der jährlichen Dotationen – so ein Gesetzentwurf der Linkspartei – „bis hin zu anderen Größen wie beispielsweise dem Ablösfaktor 40“. Die Kirche, heißt es weiter bei der Bischofskonferenz, werde sich einer Lösung nicht verschließen, wenn und soweit diese ausgewogen ist.

Legt man etwa die Bestimmungen von Paragraf 13 Absatz 2 des Bewertungsgesetzes über den Kapitalwert von „immerwährenden Nutzungen oder Leistungen“ zugrunde, müsste der Staat spontan rund zehn Milliarden Euro bereitstellen. Daran scheint die Bundesregierung in Zeiten der schwarzen Null gar nicht zu denken. Und so ist ein Ende der jährlichen Dotationen auch 100 Jahre nach dem „Ablösebefehl“ der Reichsverfassung nicht Sicht.

Einseitige Bevorzugung?

Bei sogenannten Humanisten und Freidenkern steht das seit Jahren in der Kritik. Sie sehen in dem Geldfluss eine einseitige Bevorzugung der christlichen Kirchen gegenüber anderen Religionsgemeinschaften. Für den Kirchenkritiker Carsten Frerk ist das ein Unding. Er kritisiert, dass jeder Bürger – ob Katholik, Protestant, Muslim oder ungläubig – mit seinen Steuern die Geistlichen der beiden großen Kirchen mitfinanzieren muss.

„Die Zuschüsse zur Pfarrerbekleidung und zu den Ruhegehältern ist eine Fortführung des Staatskirchentums“, sagt Frerk und sieht darin „skandalträchtige Elemente“. Schließlich habe die Weimarer Reichsverfassung die Trennung von Staat und Kirche bis heute gültig festgeschrieben.

Schon längst, klagt „Humanist“ Frerk seit Jahren, hätten die Kirchen genug Dotationen für ihre einstigen Verluste vom Staat erhalten: „Die Bestimmungen von 1919 waren als Übergangslösung gedacht und alle Ansprüche, die die Kirchen noch hatten, sind durch die bisherigen Zahlungen abgelöst. Das heißt, diese Zahlungen sind zu beenden.“

Ob sich die Kirchen einen Gefallen tun, wenn sie auf die ihnen zustehenden staatlichen Zahlungen

bestehen? Der Erfurter Theologe Andreas Fincke ist sich da nicht so sicher: „In der öffentlichen Wahrnehmung ist schwer vermittelbar, dass wir eine mehr als 200 Jahre alte Regelung haben, nach der die Kirchen Geld bekommen. Im polemischen Diskurs werden Leute immer die Augen verdrehen und sagen, die Kirchen kriegen wohl nicht genug.“

Das sieht Prälat Dutzmann anders: Gesetz ist Gesetz, Vertrag ist Vertrag und gilt für alle, sagt er – ob Kirchenmitglied, Atheist oder konfessionslos. „Weil ich als Atheist, wenn ich denn deutscher Staatsbürger bin, Teil dieser Bundesrepublik Deutschland bin, die eine Rechtsverpflichtung gegenüber den Kirchen hat“, sagt Dutzmann. „Der Vertrag gilt und ist nicht deswegen hinfällig, weil er alt ist.“

Thomas Klatt



▲ Karitative Tätigkeiten der Kirchen wie Krankenpflege werden durch Staatsleistungen mitfinanziert. Diese kommen damit der Allgemeinheit zugute. Fotos: KNA, gem

Ludwig Kaas: Sein Ziel war das Konkordat

Vor 100 Jahren verabschiedete die in Weimar tagende Nationalversammlung die „Verfassung für das Deutsche Reich“. Einer, der daran mitwirkte, war Ludwig Kaas, katholischer Geistlicher und später Vorsitzender der Zentrumspartei. Prälat Ludwig Gschwind blickt zurück auf das Leben eines umstrittenen Kirchenmanns.

Ludwig Kaas kam 1881 in Trier zur Welt. Nach dem Abitur, das er als bester seines Jahrgangs ablegte, trat er ins Priesterseminar ein. 1904 erwarb er in Rom den Titel eines Doktors der Philosophie, 1907 den eines Doktors der Theologie. Bereits im Jahr zuvor hatte er die Priesterweihe empfangen. 1908 wurde er Kaplan in Rom. Zwei Jahre später übertrug ihm der Trierer Bischof die Leitung eines Waisenhauses in Koblenz. 1918 wurde er Professor für Kirchenrecht in Trier.

Bald nach Ende des Ersten Weltkriegs schloss Kaas sich dem Zentrum an. Seine Partei schickte ihn in die Nationalversammlung, wo er sich vor allem um die Rechte der Kirche verdient machte. So erwarb er sich das Vertrauen des vatikanischen Nuntius Eugenio Pacelli, des späteren Papstes Pius XII., der ihn in rechtlichen Fragen zu Rate zog. Seit 1920 Mitglied des Reichstags profilierte Kaas sich an der Seite Gustav Stresemanns als Außenpolitiker.

1924 wurde Kaas Domkapitular in Trier und war wesentlich daran beteiligt, das Staatskirchenrecht auf eine neue rechtliche Grundlage zu stellen. Schwierige Verhandlungen mündeten in das Preußenkonkordat von 1929, das zur Gründung des Bistums Berlin führte. Nun war es der Wunsch von Kaas und Nuntius Pacelli, auch ein Reichskonkordat abzuschließen. Sie

verloren dieses Ziel nie aus den Augen. 1926 bis 1930 vertrat Kaas das Deutsche Reich beim Völkerbund in Genf. Die Zentrumspartei wählte ihn 1928 als Kompromisskandidaten zum Vorsitzenden. Man kann wohl sagen, dass er dieser Aufgabe nicht gewachsen war, denn er war mehr Wissenschaftler als Politiker. Adolf Hitler und den Nationalsozialismus unterschätzte er. Statt seine Partei zu führen, zog er sich zunehmend in sein Südtiroler Domizil zurück. Wichtige Sitzungen fanden ohne ihn statt.

Die Diktatur ermöglicht

Als die Nazis Kaas zu verstehen gaben, sie würden ein Reichskonkordat unterstützen, sah sich der Prälat am Ziel seiner Wünsche. Er war sogar bereit, sich und seine Partei dafür zu opfern. So kam es, dass die Zentrumsfraktion im Reichstag dem Ermächtigungsgesetz zustimmte, das die NS-Diktatur erst ermöglichte.

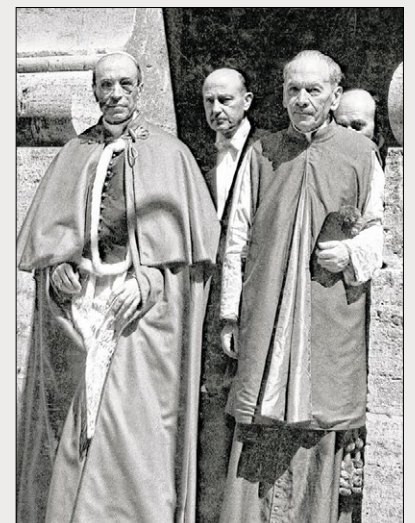
Viele der Versprechungen, die Hitler dem Zentrumsvorsitzenden gemacht hatte, um ihn zur Zustimmung zum Ermächtigungsgesetz zu bewegen, waren vergessen, kaum dass die Nationalsozialisten ihre Macht gefestigt hatten. Zwar schloss das NS-geführte Deutsche Reich tatsächlich noch 1933 ein Konkordat mit dem Heiligen Stuhl ab. In den nächsten Jahren aber wurde es seitens des braunen Regimes immer wieder verletzt.

Das Zentrum – durch den Druck der neuen Machthaber gezwungen – löste sich auf. Kaas ging nach Rom. Der Papst fand für den Prälaten eine neue Aufgabe, in der er völlig aufging: Er wurde als Domherr von St. Peter Leiter der Dombauhütte. Auf seine Veranlassung hin erfolgten umfangreiche

Ausgrabungen, die schließlich 1950 zur Entdeckung des Petrusgrabs führten. 1938 war er an der Abfassung der Enzyklika „Mit brennender Sorge“ beteiligt, an der auch der Münchner Kardinal Michael Faulhaber und der Rottenburger Bischof Joannes Baptista Sproll mitarbeiteten.

1933 wurde zum Wendepunkt der deutschen Geschichte: Hitlers Expansionswille löste den Zweiten Weltkrieg aus, Millionen Menschen starben oder wurden ermordet. Man darf annehmen, dass Ludwig Kaas das Versagen von 1933 stärker belastete, als er es sich anmerken ließ. Er erreichte sein Ziel, ein Konkordat des Deutschen Reichs mit dem Heiligen Stuhl – aber es hatte einen allzu hohen Preis.

Kaas überlebte den Krieg und starb am 15. April 1952 in Rom. Man bestattete ihn in den Grotten von St. Peter. Später erhielt er ein Grab auf dem Campo Santo Teutonico. Die Grabplatte in den Grotten blieb erhalten.



▲ Ludwig Kaas (rechts) neben Papst Pius XII. am Eingang der vatikanischen Grotten im Juni 1950.

DEUTSCH-TSCHECHISCHE BEGEGNUNGSTAGE

Europa von unten aufbauen

Ackermann-Chef Martin Kastler im Interview: Nationalismus ist der falsche Weg

Europa steckt in der Krise, heißt es fast täglich in den Schlagzeilen. Für Frieden und Versöhnung setzt sich die Ackermann-Gemeinde ein. Vom 1. bis 4. August treffen sich (sudeten-)deutsche und tschechische Katholiken in Landshut zu Begegnungstagen. Die rund 400 Teilnehmer erwarten dort Gottesdienste, Vorträge, Podiumsdiskussionen, eine Exkursion und die „Bayerisch-Böhmische Kulturnacht“. Im Interview spricht der Bundesvorsitzende Martin Kastler über die deutsch-tschechische Nachbarschaft und darüber, wie die Gemeinschaft an der Einheit Europas mitwirken will.

Herr Kastler, Anfang August kommt die Ackermann-Gemeinde in Landshut zu ihren zentralen deutsch-tschechischen Begegnungstagen zusammen. Warum haben Sie die niederbayerische Metropole für das Treffen gewählt?

Unsere Begegnung, zu denen Deutsche und Tschechen kommen, findet alle drei Jahre statt. Die Städte dafür suchen wir im Wechsel dies- und jenseits der deutsch-tschechischen Grenze aus. Nach Pilsen, Bautzen und Budweis war diesmal eine Stadt in Bayern an der Reihe. Landshut ist aufgrund seiner Größe und seiner Lage an der Zugstrecke zwischen München und Prag bestens geeignet. Die sehr schöne Altstadt gibt dem Treffen auch einen besonderen Rahmen. Zudem wurden wir von Oberbürgermeister Alexander Putz und Stiftspropst Franz Joseph Baur herzlich aufgenommen und in der Vorbereitung sehr unterstützt. Ein schönes Zeichen ist auch, dass der Bayerische Ministerpräsident Markus Söder die Schirmherrschaft übernommen hat.

Ihr Motto „Europa 1989 – Europa 2019: Mut zur Zukunft“ blickt auf den Fall des Eisernen Vorhangs vor 30 Jahren zurück. Gleichzeitig fordert es Mut zur Zukunft. Gibt es Mut angesichts von Nationalismus und Populismus?

Nach dem Fall des Kommunismus im Herbst 1989 herrschten eine Aufbruchsstimmung und ein Glaube an eine gemeinsame Zukunft in Freiheit und Frieden. Heute ist vielerorts Ernüchterung eingetreten. Zugleich beobachten wir



▲ Martin Kastler ist Bundesvorsitzender der Ackermann-Gemeinde. Foto: Bauer

in Deutschland und Tschechien, in Europa und auch weltweit, wie immer häufiger nationale Antworten auf die drängenden Fragen der Zeit formuliert werden. Dies ist aber der falsche Weg.

Was wäre denn ein richtiger Weg?

Wir müssen gemeinsam aktiv werden, sonst können wir als Europäer im globalen Wettbewerb nichts bewegen. Auch die aktuellen Diskussionen und das Postengeschacher auf europäischer Ebene machen keine Hoffnung auf einen neuen Aufbruch. Es braucht mehr Zuversicht und eben Mut zur Zukunft.

Haben die Deutschen und die Tschechen dabei eine besondere Rolle?

Gerade Deutsche und Tschechen könnten auf europäischer Ebene an einem Strang ziehen. Sie sind sich doch in vielen Bereichen und in ihren Interessen sehr nahe. Europa hat das Potential, zu einer wirksamen globalen und sozialen Friedensmacht zu werden. Davon sind wir in der Ackermann-Gemeinde überzeugt. Dies wollen wir auch in Landshut deutlich machen.

Die Ackermann-Gemeinde will aktiv an der Einheit Europas mitwirken. Worin sehen Sie konkret ihre Verantwortung für Europa?

Die Europäische Union wird im Alltag nur funktionieren, wenn es einen Geist des Miteinanders zwischen Nachbarländern gibt. Unser Schwerpunkt liegt auf der deutsch-tschechischen Nachbarschaft. Hier sind wir seit Jahrzehnten aktiv. Dabei ist ein Netzwerk entstanden, aus dem heraus wir neue Impulse setzen können. Wir bringen Menschen zusammen: Christen bei Wallfahrten, junge Menschen bei Jugendbegegnungen, Kulturinteressierte bei Kulturwochen. Mit Ausstellungen bieten wir positive Anknüpfungspunkte aus der Geschichte für die Gegenwart und Zukunft an.

Wie geht die Ackermann-Gemeinde mit den Unterschieden und Vorurteilen der Staaten um?

Bei den Symposien und Foren pflegen wir eine echte Kultur des Dialogs. Dazu gehört die Bereitschaft, sich auf den anderen einzulassen und dessen Haltungen verstehen zu wollen. Zudem braucht es mehr Wissen übereinander, auch

Sensibilität für die historischen Prägungen und Verletzungen. Eine solche Kultur des Dialogs sollte eigentlich selbstverständlich sein, ist sie aber leider nicht. Wir müssen uns nur anschauen, wie abfällig in Deutschland über die Länder Polen, Tschechien, Slowakei und Ungarn gesprochen wird oder wie die Diskussionen über Migration oder ökologische Fragen bei uns von unseren Nachbarn verständnislos kommentiert werden. Europa muss von unten aufgebaut werden, in der Begegnung zwischen den Menschen und im Dialog. Hierzu tragen wir als Christen bei.

Wie steht es aktuell um das Verhältnis – oder kann man sagen: die Freundschaft und Aussöhnung – zwischen Deutschen und Tschechen?

Es gab viele Gesten der Versöhnung, von beiden Seiten. Von den Worten des neuen tschechoslowakischen Präsidenten Václav Havel im Januar 1990 in München über die Wortmeldungen von Bischöfen und Christen bis zum „Jahre der Versöhnung“ in Brünn/Brno 2015, aus dem das Festival „Meeting Brno“ entstanden ist. Das Festival werden wir zum Abschluss mit unserer Versöhnungsmedaille auszeichnen. Es zeigt, wie man sich konstruktiv, ohne Tabus, souverän und zukunftsorientiert seiner eigenen Geschichte stellen kann.

Worin sehen Sie gegenwärtig noch Handlungsbedarf?

Die Deutsch-Tschechische Erklärung über die gegenseitigen Beziehungen und deren künftige Entwicklung von 1997 hat sich als fruchtbar erwiesen. Der Zukunftsfonds und das Gesprächsforum wirkten und wirken positiv. Die aktuelle Herausforderung sehe ich darin, das Interesse aneinander wachzuhalten und neue Menschen für die Mitarbeit in der Nachbarschaft zu gewinnen.

Interview: Markus Bauer

Information

Am 2. August bietet die „Bayerisch-Böhmische Kulturnacht“ in Landshut Theater, Lesungen, Konzerte und Mitmach-Aktionen. Im Mittelpunkt steht das Nachbarland Tschechien. Die Kulturnacht beginnt um 19 Uhr in der Altstadt. Der Eintritt ist frei. Das Programm gibt es unter www.ackermann-gemeinde.de/kulturnacht.html.

ZUM 200. GEBURTSTAG

Kritiker des Literatursystems

US-Schriftsteller Herman Melville wurde von den Zeitgenossen verspottet



▲ Melvilles bekanntester Roman „Moby Dick“ wurde bereits mehrfach verfilmt, unter anderem 1956 mit Gregory Peck als Kapitän Ahab. Foto: imago/United Archives

Sein „Moby Dick“ gilt heute als Meisterwerk der amerikanischen Literatur. Zu seinen Lebzeiten aber hatte Herman Melville kaum Erfolg. Sogar als Fall für die Psychiatrie wurde er bezeichnet.

Der fanatische Kapitän Ahab auf der Jagd nach Moby Dick, dem weißen Wal – mit dieser Figur hat sich Herman Melville ins Gedächtnis der Literatur- und Filmbegeisterten eingeschrieben. Vor 200 Jahren, am 1. August 1819, wurde er in New York geboren. Dort starb er auch 72 Jahre später. Dazwischen lag ein Leben,

das geprägt war von Erfolgen, vor allem aber von Niederlagen.

Dabei ist über den Privatmann Melville wenig bekannt. Seine finanzielle Situation war von Kindheit an schwierig. Sein Vater, ein Banker, musste Konkurs anmelden. Das bedeutete für den Zwölfjährigen das Ende der Schulzeit. Fast noch ein Kind, arbeitete er mal hier, mal dort. Mit 20 Jahren heuerte er als Schiffsjunge an, erst auf einem Postschiff, später auf einem Walfänger. Der Walfang war ein Rückgrat der amerikanischen Wirtschaft, wobei vor allem das Öl wichtig war.

Melville hatte schnell genug von den Bedingungen an Bord. Bei der ersten Gelegenheit desertierte er und gelangte auf abenteuerlichen Wegen aus der Südsee zurück in die USA. Er verarbeitete seine Erfahrungen in seinen ersten Romanen „Taipi“ und „Omu“. Die kamen gut an und machten den Autor gewissermaßen über Nacht berühmt.

Nur anfangs erfolgreich

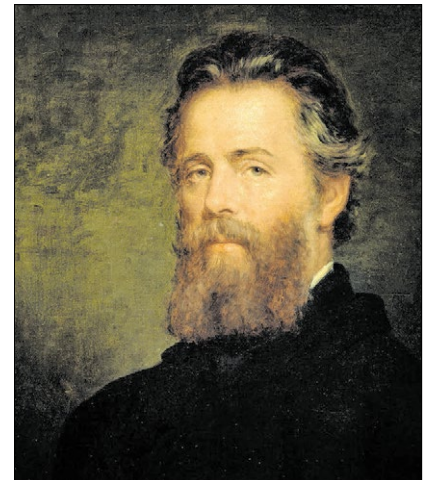
In dieser Zeit meinte das Leben es gut mit Herman Melville. Er heiratete, wurde Vater von vier Kindern und zog mit seiner Familie auf eine Farm bei Pittsfield in Massachusetts. Bei diesen Anfangserfolgen blieb es. Den Bauernhof hatte der Schwiegervater bezahlt. Der finanzierte auch eine Erholungsreise, als Melville 1856 schwer an Rheuma erkrankte. Bis nach Palästina kam er in dieser Zeit. Später reiste er nach Europa oder arbeitete als Seemann.

Die meiste Zeit aber verbrachte er mit Schreiben, trotz ausbleibender Anerkennung. Seine nächsten Werke empfand die Kritik schlicht als Zumutung. Er sei ein Fall für die Psychiatrie, meinten die Rezensenten übereinstimmend, als im Jahr 1852 „Pierre oder die Doppeldeutigkeit der Dinge“ erschien. Das vernichtende Urteil lag aber vor allem daran, dass sich darin Melvilles Opposition zum Literaturbetrieb der Zeit offenbarte. Der war stark moralisch

und religiös geprägt. Melville aber schrieb gegen einen Protestantismus an, der in jenen Jahren zunehmend eine wirtschaftliche Prägung erhielt. Den amerikanischen Fortschritt als Synonym für Gottes Werk der Erlösung zu deuten, erschien ihm als Perverterung des Christentums.

Mit „Moby Dick“, zwei Jahre zuvor erschienen, war es Melville nicht besser ergangen. Der Roman beruht auf einer wahren, vielfach dokumentierten Begebenheit. Im 20. Jahrhundert wurde er als Meisterwerk gefeiert, bei der zeitgenössischen Kritik aber fiel er durch. Nur 3000 Exemplare wurden zu Melvilles Lebzeiten davon verkauft.

Auch privat musste der Autor Schicksalsschläge erleben. Seine beiden Söhne begingen Selbstmord. Ab 1866 arbeitete er als Zollinspektor im New Yorker Hafen. Er schrieb immer weiter, aber auch sein Spätwerk, kürzere Prosatexte wie „Bartleby der Schreiber“ oder „Billy Budd“, fand erst nach seinem Tod Anerkennung. Birgitta Negel-Täuber



▲ Ein Porträt Melvilles von Joseph Oriel Eaton aus dem Jahr 1870. Foto: gem

Foto-Aktion



Zwischen Mitte Dezember 2018 und Anfang Februar 2019 wurden in der Familie Harder drei Enkelkinder geboren.

Da die jungen Familien sehr weit auseinander wohnen, wünschten sie sich eine gemeinsame Taufe am 19. Mai in

der renovierten Pfarrkirche St. Martin in Illerberg. Pater Antony Pullokarán freute sich, die Kinder seiner ehemaligen Ministranten zu taufen. Die Namen der Neugetauften sind Theo Maximilian, Karl Rasmus und Rebecca Isidora (Foto: privat).

Unter dem Motto „Kinder Gottes“ veröffentlicht die Redaktion Fotos von Neugeborenen und Kindern bei ihrer Taufe. Die Eltern des Täuflings erhalten kostenlos ein dreimonatiges Abonnement der Katholischen Sonntagszeitung oder der Neuen Bildpost. Das Abo, das auf Wunsch auch als E-Paper verschickt wird, endet automatisch.

Wer mitmachen will, kann – vorausgesetzt, die Eltern sind damit einverstanden – ein Foto von der Taufe per Post oder per E-Mail an die Redaktion schicken. Darauf sollte stehen, auf welchen



Namen, von wem und wo das Kind getauft wurde. Wenn sich eine hübsche Begebenheit bei der Taufe ereignet hat, sollten Sie uns diese nicht vorenthalten. Zudem benötigt die Redaktion die Postanschrift der Eltern.

Katholische Sonntagszeitung/
Neue Bildpost
Redaktion
Stichwort „Kinder Gottes“
Henisiusstraße 1
86152 Augsburg

E-Mail: redaktion@suv.de

UTOPIE UND PASSION

„Zwei sehr starke Ideologien“

Ausstellung beleuchtet Spannung zwischen Kloster Neuzelle und Eisenhüttenstadt



▲ Wie von einer anderen Welt wirken die kubusförmigen Kunstinstallationen in der barocken Klosteranlage von Neuzelle. Unter dem Titel „Utopie und Passion“ setzen sich die Künstler mit der geografischen Nähe zwischen dem Kloster und der sozialistischen Planstadt Eisenhüttenstadt auseinander. Fotos: Thiede

NEUZELLE – Normalerweise reisen Gläubige und Touristen nach Neuzelle, um sich von barocker Pracht und Fülle beeindrucken zu lassen oder Ruhe im Gebet zu finden. Jetzt gibt es in dem Wallfahrtsort bei Eisenhüttenstadt etwas buchstäblich „Neues“ zu sehen: moderne Kunst. „Utopie und Passion“ ist die Ausstellung überschrieben. Sie setzt sich mit der Nachbarschaft von Kloster und stalinistischer Planstadt auseinander.

„Sind hier Ufos gelandet?“, fragt einer der Besucher. Wer den Innenhof des Klosters in Neuzelle betritt und die vier großen blauen Kuben sieht, könnte tatsächlich an etwas Außerirdisches denken. Ungewöhnlich sind sie allemal, die Installationen von vier internationalen Künstlern, die hier bis 1. September zu sehen sind.

Der eine Kubus hat eine Schaufensterfront mit Figuren dahinter, einer ist zum Betreten gedacht, der dritte irgendwie in sich aufgelöst, durchlöchert. Das Innere möchte nach außen und umgekehrt. Das vierte Kunstwerk steht kompakt, fast verschlossen, wie der Bug eines Schiffs, vor den Betrachtern. Nur eine kleine, rund 40 Zentimeter hohe Bronzeplastik auf dem Dach gibt einen optischen Akzent.

„Diese kleine Figur repräsentiert unsere Kultur“, erklärt die in Tiflis geborene Künstlerin Tamara Ke. Sie nennt die Figur einen „Superhelden“: Big Joe. Dem Werk hat sie den Namen „Craving for wind and honey“ (Verlangen nach Wind und Honig) gegeben.

Menschliches Verlangen

Seit gut neun Monaten beten und arbeiten wieder Mönche in Neuzelle, Zisterzienser. Die Kunst sei eine Reaktion darauf, meint Tamara Ke und spricht von „etwas Süßlichem und etwas Frischem, was gut zum lebendigen Kloster passt“. „Kloster und das geistige Leben sind ein menschliches Verlangen nach etwas, was uns aus der Geschichte hinterherläuft“, sagt die Künstlerin.

Kurator Niklas Nitschke platziert die moderne Kunst ganz bewusst vor den Eingang des Klostermuseums, wo Kulissen barocker Passions-theater gezeigt werden. „Die Idee dazu ist mindestens zwei Jahre alt“, erklärt Nitschke. Am Anfang habe die Frage gestanden: „Wie geht man mit diesem leeren Stiftsplatz um, der fast wie ein Vakuum ist?“ Schließlich habe es nichts mit dem Kloster zu tun, „wenn da zum Beispiel Oldtimer oder Jahrmarkt-buden stehen“.

Der Düsseldorfer Maler Armin Hartenstein gestaltete sein Werk

„in enger Verbindung zum Himm-lischen Theater, aber auch zum wiederbelebten Klosterbau“. Es ist ein Raum im Raum. Die eine Außenwand des Raums durchstößt die andere und trägt ein Bild, das von beiden Seiten gemalt ist: eine sogenannte Kulissengrabdarstellung. „Das ist die Pietà“, sagt Hartenstein, „wie sie auch in den Passionsdarstellungen zu sehen ist, aber ohne Figuration, ohne Christus, ohne Maria Magdalena.“

Hartenstein liefert auch gleich seine Erklärung für den Titel der



▲ Maler Armin Hartenstein vor seiner Kulissengrabdarstellung.

Ausstellung „Utopie und Passion“: Das Motiv der Utopie beziehe sich auf Eisenhüttenstadt, jene stalinistische Idealplanstadt, deren Anspruch es gewesen sei, „die perfekte soziale Lebensform zu finden“. Von dieser Utopie sei nichts mehr zu spüren – im Gegenteil: Es liege eine „besondere Tragik“ in dem Ort. Die Utopie sei „umgekippt“.

„Neuzelle und Eisenhüttenstadt, sind aus einer Idee heraus entstanden“, erklärt der evangelische Pfarrer Martin Groß. Die „Stalinstadt“ sei nun ein riesiges Denkmal. „Perfekt restauriert, aber von der Idee ist nichts mehr da. Es herrscht eine depressive Stimmung“, fasst es der Pfarrer zusammen, einer der Gründer des Neuzeller Kunstvereins, der die Ausstellung verantwortet.

Künstlerin Alexandra Hopf nahm dankbar die Themenvorgabe von Kurator Nitschke auf und setzte sich mit den neuen Mönchen im alten Kloster in ihrer Arbeit auseinander – „weil ich gesellschaftliche Utopien schätze“. In ihrem blauen Kubus befindet sich eine Figurenkonstellation: Es sind fünf Schaufensterpuppen. Sicher ist es kein Zufall, dass ihre Silhouetten an Mönche mit großer Kapuze denken lassen.

Michael Hofstetter aus München nennt sein Kunstwerk „Inkarnation (Black Box) Entzückung“ und hat Bezüge zur christlichen Mystik hergestellt. Er will damit an die Kommunikation zwischen Menschen und Gott erinnern.

Mehr als eine tolle Kulisse

„Es ist schön, dass ältere Menschen herkommen und sich freuen an diesem Ort“, sagt Pfarrer Groß. „Aber Neuzelle ist mehr als eine tolle Kulisse.“ Dem stimmt Pater Kilian zu, der als Mönch dem neuen Kunstverein spontan beitrug: „Ich glaube, dass die Kirche und auch gerade Klöster und die Kunst grundsätzlich eine Verbindung miteinander haben, die jahrhundertlang zurückreicht.“

Die moderne Kunst scheint die idyllische Einheit dieser barocken Anlage zu stören, „aber sie verstört und zerstört nicht“. Der Mönch glaubt, „dass diese Spannung zwischen Neuzelle und Eisenhüttenstadt, zwischen zwei sehr starken Ideologien“, Spuren hinterlassen hat, die durch die moderne Kunst sichtbar wird. Rocco Thiede



Der monumentale Rundbau des Panorama-Museums bei Bad Frankenhausen beherbergt das „Bauernkriegspanorama“. Geschaffen hat das Großgemälde der DDR-Künstler Werner Tübke (kleines Bild).

Fotos: imago/Werner Otto, imago/epd

„BAUERNKRIEGSPANORAMA“

Atemberaubendes Rundgemälde

Mit der „Sixtina des Nordens“ lieferte DDR-Künstler Werner Tübke sein Meisterstück

Er gilt als einer der bedeutendsten Künstler der DDR. Mal wurde er politisch hofiert, dann wieder abgestraft. Stets blieb er ein Unbequemer auf Distanz zu den Mächtigen im SED-Staat. An diesem Dienstag wäre Werner Tübke, der am 27. Mai 2004 in Leipzig starb, 90 Jahre alt geworden. Tübkes Hauptwerk, das „Bauernkriegspanorama“, lockt Jahr für Jahr Zehntausende in die thüringische Kleinstadt Bad Frankenhausen.

Mit dem „sozialistischen Realismus“, jener ideologisch begründeten Stilrichtung von teils kitschiger Gegenständlichkeit und Wirklichkeitsnähe, die in den Staaten des Ostblocks politisch erwünscht war und gefördert wurde, hatte Tübke nichts am Hut. Der am 30. Juli 1929 in Schönebeck (Elbe) geborene Maler bediente sich ausgiebig bei der Renaissance, bei Vorbildern wie Lucas Cranach und Albrecht Dürer.

Sein Alterswerk, gewissermaßen sein künstlerisches Vermächtnis, stellt der Flügelaltar dar, den er 1993 bis 1996 für die evangelische Kirche St. Salvatoris in Clausthal-Zellerfeld gestaltete. Mit seinen eindringlichen Darstellungen von Tod und Auferstehung Christi, der Muttergottes, des Abendmahls und des Gartens Eden wirkt der Altar, als stamme er aus dem 16. Jahrhundert. Kritiker sehen in dem Alterswerk aufgrund der religiösen Motive eines von Tüb-

kes intimsten Werken. Der Künstler selbst nannte die Darstellung einmal „ein Bild der Versöhnung und des Heils für die Nachwelt“.

Tübkes bedeutendstes Werk indes, sein „Magnum Opus“, weist nicht nur künstlerisch ins 16. Jahrhundert. Das Frankenhäuser „Bauernkriegspanorama“ stellt gewissermaßen die Quintessenz dessen dar, was das frühe 16. Jahrhundert in Deutschland auszeichnete: Reformation, Bauernkrieg, Aufbruch in die Neuzeit – verfremdet in Tübkes surreal-historisierendem Malstil.

Das Werk, das offiziell mit „Frühbürgerliche Revolution in Deutschland“ überschrieben ist, entstand ab 1976 im Auftrag des Kulturministeriums der DDR. Es sollte eines der größten Kunstprojekte des 20. Jahrhunderts werden. Elf Jahre arbeiteten Tübke und seine Assistenten an dem monumentalen Rundgemälde. Mit seinen 14 Metern Höhe und atemberaubenden 123 Metern Umfang darf es zu Recht als „Sixtina des Nordens“ gelten.

Mit dem „Bauernkriegspanorama“ wollte die DDR-Führung an den Deutschen Bauernkrieg von 1525 und seinen Protagonisten Thomas Müntzer erinnern, in dessen revolutionäre Tradition sich die SED-Diktatur zu stellen beabsichtigte. Der Ort, an dem Tübkes Meisterwerk entstehen sollte, war Symbolik pur: Auf der Anhöhe über Frankenhausen unterlag Müntzers

revolutionäres Bauernheer im Mai 1525 dem Feind. Müntzer wurde gefangengenommen, gefoltert und hingerichtet.

Im Herbst 1987 schloss Tübke sein Großprojekt ab. Erst zwei Jahre später, im September 1989, wurde der Prestigebau, der die notorisch klamme DDR mehr als 50 Millionen Ost-Mark gekostet hatte, feierlich mit sozialistischer Polit-Prägnanz eröffnet: Die Staatsführung hatte Thomas Müntzers 500. Geburtstag zum Anlass genommen und das Jahr 1989 zum Gedenkjahr erklärt. Keine zwei Monate nach der Eröffnung des „Bauernkriegspa-

noramas“ fiel die Mauer – und die DDR raste schneller denn je auf ihren unvermeidlichen Untergang zu.

Womöglich wollte Tübke sogar genau das mit seinem Werk zum Ausdruck bringen: eine Allegorie auf den zum Scheitern verurteilten SED-Staat. Kritiker sehen in der Darstellung jedenfalls ein Zeichen für die Vergänglichkeit des Seins. Propaganda im Sinne des Regimes hatte Tübke damit sicher nicht im Sinn.

Thorsten Fels

Informationen

zu Werner Tübke und seinem Werk im Internet: www.panorama-museum.de



▲ Besucher vor Tübkes „Bauernkriegspanorama“

Foto: imago/fotokombinat

55 Ich wusch mir Gesicht und Hände, entfernte die Tannennadeln so weit wie möglich von meiner Jacke und trank einen Kaffee. Dann telefonierte ich nach Glurns mit dem alten Schmuggler Edl. Ich bat ihn, mich mit seinem Auto abzuholen, damit ich Proviant für meine Kollegen einkaufen könne. Aber noch wichtiger war der Anruf auf die Lichtenberger Höfe hinauf. Bei der Familie vom Karl erkundigte ich mich, ob die Luft rein sei. Zu meiner großen Beruhigung bekam ich die Antwort, es sei „alles sauber“.

Nachdem ich im Dorf Lichtenberg meine Einkäufe getätigt hatte, brachte mich der Edl mit meinem „neuen Wissen“ und den Lebensmitteln über den Reschenpass nach Österreich und von dort in die Schweiz nach Schulz und über den Ofenpass wieder nach Santa Maria. Der Edl musste mit mir diesen großen Umweg machen, weil er als alter Schmuggler auf der Liste der Finanzpolizei ziemlich weit oben stand. Vor allem wollte er vermeiden, dass auf mich, den Jungspund, ein Verdacht fiel, wenn man mich mit dem bekannten Schmuggler sah. Noch heute bin ich dem – leider schon vor langer Zeit verstorbenen – Edl dankbar für seine Umsicht und seine Hilfe, für die er nichts verlangte.

In Santa Maria zog ich wieder meine Bergschuhe an. Dann schritt ich im Eiltempo, so weit es das Gewicht meines Proviantes – bestehend aus Wein, Käse, Speck und Brot – zuließ, durch den Schnee hinauf zu meinen Kameraden. Sie erwarteten mich schon ungeduldig, weil sie einen Bärenhunger hatten und begierig waren zu erfahren, dass die Luft auf den Berghöfen und in unserem Heimatdorf Lichtenberg sauber schien. Mir selbst war eine kurze Verschnaufpause vergönnt.

Kaum gestärkt von unserer Brotzeit, nahmen wir die schweren Säcke mit den Zigaretten und dem verbliebenen Proviant wieder auf den Rücken und stapften auf dem harschen Schnee auf Schweizer Seite in Serpentina hinauf auf den hohen Piz Chavalatsch. Nach mehreren Stunden kamen wir total erschöpft oben an, machten Rast und stürzten uns auf unsere Vorratsreste. Sodann erkundeten wir mit bloßem Auge von diesem höchsten Grenzpunkt aus genauestens die vor uns liegende Bergwelt. Schon nach wenigen Metern würden wir auf „gefährlichem Boden“, italienischem Gebiet, sein.

Im Gänsemarsch gingen wir den schmalen Grat entlang in Richtung Munwarter, auch Vitèa Spitz genannt, 2621 Meter über dem Meer.

Sommererde

Eine Kindheit als Magd



Nach dem Krieg blüht im Vinschgau das Schmugglerhandwerk. Das ist der großen Armut der Bevölkerung geschuldet. Aber selbst als es den Menschen wirtschaftlich wieder besser geht, reizt das Schmugglerhandwerk viele junge Männer. Auch Marias Sohn Ernst kommt auf den Geschmack. 1969, mit erst 18 Jahren, startet er eine beachtliche Schmugglerlaufbahn. Dass diese „Karriere“ nicht ungefährlich ist, zeigt seine Erzählung von einer solchen Tour im Winter 1970.

Als Jüngster stapfte ich am Ende der Reihe. Plötzlich gab es einen Krach, und ich spürte eine Abwärtsbewegung. Ich schrie wie von Sinnen, denn im Bruchteil einer Sekunde wurde ich gewahr, dass ich mit einem „Schneebrett“ in die Tiefe sauste. Zum Glück ist es zur Lichtenberger Seite hin abgebrochen, schoss es mir durch den Kopf. Dann hast du eine Chance! Nach der anderen Seite hin wäre ich unrettbar verloren gewesen, da ging es über 1000 Meter in die Tiefe.

Tatsächlich, nach etwa 100 Metern kam das Brett auf einer größeren ebenen Fläche zum Stehen, und ich steckte mitten im Schnee. Wie ein Ertrinkender ruderte ich mit Armen und Beinen um mein Leben. Alles war so schnell gegangen, und ich hatte so zu kämpfen, mit meinem Kopf nicht unter den Pulverschnee zu geraten, dass ich gar nicht zum Nachdenken kam, ob mein letztes Stündlein etwa schon geschlagen haben könnte.

Meine Kameraden, die das Schneebrett noch getragen hatte, schauten sich ruckartig um, als sie meinen Schrei vernahmen. Mit Entsetzen hatten sie meinen Absturz beobachtet und erleichtert aufgetan, als sie sahen, wie ich landete und wild im Schnee ruderte. Karl war sofort übers Grat hinabgestiegen und in einer Viertelstunde bei mir, um mich aus meiner bedrohlichen Schneehülle zu befreien. Zu meiner eigenen Überraschung war

ich unversehrt geblieben und wanderte bald, als ob nichts gewesen wäre, mit den anderen in dem tiefen Schnee quer durch die Bergseite Richtung „Goaswald“ hinüber, von dort das Vitèa-Tal hinunter bis zu den Lichtenberger Höfen und weiter im Schutz des Waldes.

Voller Aufmerksamkeit und Anspannung erreichten wir am Abend das Tal außerhalb des Dorfes, wo wir an unserem üblichen Platz das Schmuggelgut sorgfältig versteckten. Von dort würde die Ware wie immer bei günstiger Gelegenheit von einem Lieferwagen abgeholt und an unsere Abnehmer verteilt werden, die sich in Mailand und Rom befanden. Gott sei Dank! Diesmal waren wir der Finanzpatrouille entgangen und alle gesund und ohne größere Verletzungen heimgekommen. Diesmal hatten wir Träger die 15 000 Lire, für jeden von uns, wirklich verdient!

Nach diesem Abenteuer aß ich die beste Suppe meines Lebens. Die hatte meine Pflegemutter eigens für ihren Sohn und mich gekocht. Das Schönste, als wir unsere Ware endlich in Sicherheit wussten, war, dass ich mich nach dem stundenlangen Gehen mit der schweren Last frei fühlte wie ein Vogel und sogar eine Weile zu schweben glaubte.

Wer jetzt denkt, nach dieser für mich lebensgefährlichen Tour hätte ich das Schmuggeln aufgegeben, der irrt. Zunächst leistete ich meinen Wehrdienst ab und danach schloss

ich mich wieder meiner Schmugglergruppe an, zu der auch einer meiner Cousins gehörte. Bisher war es mir stets gelungen, dieses Doppelleben vor meiner Mutter geheim zu halten. Es genügte, dass sich meine Pflegemutter aufregte, wenn ihr Sohn und ich unterwegs waren. Meiner Mutter wollte ich in dieser Hinsicht tunlichst jede Aufregung ersparen. Sie hatte es ohnehin in ihrem Leben schwer genug.

Mitte April 1972 kehrte ich mit Lois erfolgreich von einer Schmuggeltour zurück. Wen traf ich da in der Küche meiner Pflegemutter an? Maria, meine leibliche Mutter, die ihrem Sohn einen Besuch abstatten wollte. Nun ließ sich mein illegales Handwerk nicht mehr vor ihr verbergen. Ihre entsetzte Reaktion und ihr trauriger Blick gingen mir so nahe, dass ich von Stund an der Schmuggerei abschwor. Nun wollte ich ihr beweisen, dass ich auch auf ehrlichem Wege etwas zu leisten vermochte.

Schon bald meldete ich mich bei der Meisterschule in Baden bei Wien an. Das ist in Österreich die Meisterschule für Maler. Dort lernte ich sehr fleißig, legte eine gute Prüfung ab und verdiente bald als selbstständiger Malermeister den Lebensunterhalt für mich und meine Familie. Im Jahr 1973 war es dann mit der Schmuggerei eh vorbei. Der Wechselkurs zwischen dem Schweizer Franken und der Italienischen Lira hatte sich so verschlechtert, dass für den Schmuggler keine Gewinnspanne mehr blieb.

Für alle Toten, die es beim Schmuggeln gegeben hatte, und auch für die noch lebenden ehemaligen Schmuggler habe ich im Jahre 2013 am Rifair Schartl – einer kleinen Höhle, dem sogenannten Schmuggler- oder Finanzerloch – auf 2455 Metern über dem Meeresspiegel, wo es vielfach zu unangenehmen Begegnungen zwischen Schmugglern und Finanzern gekommen war, eine Gedenktafel anbringen lassen. Um die Erinnerung an diese Zeit wachzuhalten, wurde drei Jahre später an dieser Stelle zusätzlich ein Gedenkkreuz errichtet – als Hoffnungszeichen zum Schutz und Segen für alle Bergwanderer und Hirten.

► Fortsetzung folgt

Sommererde
Roswitha Gruber
© Rosenheimer
Verlagshaus GmbH &
Co. KG Rosenheim
2018, ISBN:
978-3-475-54716-4



GEDENKTAG AM 31. JULI

Auf den Spuren des Ignatius

Den Pilgerweg durch Nordspanien ist der Ordensgründer einst selbst gegangen

Um sich der „Sache mit Gott“ sicher zu werden, hat Ignatius von Loyola 1522 eine Pilgerreise auf sich genommen. In den vergangenen Jahren haben die Jesuiten den Weg des Heiligen rekonstruiert und für heutige Pilger erschlossen. Der Ignatiusweg führt auf einer Länge von rund 680 Kilometern in ungefähr 30 Tagesetappen von Loyola im spanischen Baskenland nach Manresa in Katalonien.

Ignatius wurde 1491 als 13. Kind in Azpeitia, auf dem Landsitz der Loyolas, geboren. Bis zu seiner Verwundung im Kampf um Pamploña lebte er ein sorgenfreies und fröhliches Ritterleben. In der langen Genesungszeit setzt eine innere Wandlung ein, hin zu Gott. So schreibt er im „Bericht des Pilgers“: „Als er wieder einige Lebenskraft in sich verspürte, schien es ihm vielmehr an der Zeit zum

Aufbruch zu sein ...“. Im Februar 1522 macht er sich auf den Weg, und im Verlauf der Pilgerschaft wird er sich immer klarer darüber, dass er zukünftig ein Leben führen will, das auf Gott hin ausgerichtet ist.

Weißer Sonne auf Orange

Wer heute auf den Spuren des heiligen Ignatius wandeln will, beginnt seinen Pilgerweg zumeist mit dem Besuch der Heiligen Messe in der Kapelle de la Conversion in Azpeitia. Gestärkt mit dem Pilgersegen geht es los – immer das Logo des Pilgerweges suchend: eine weiße Sonne auf orangefarbenem Hintergrund.

Die erste Etappe im Baskenland verlangt den Pilgern eine ordentliche Portion Kondition ab, vor allem der lange Anstieg hinauf zum Pass

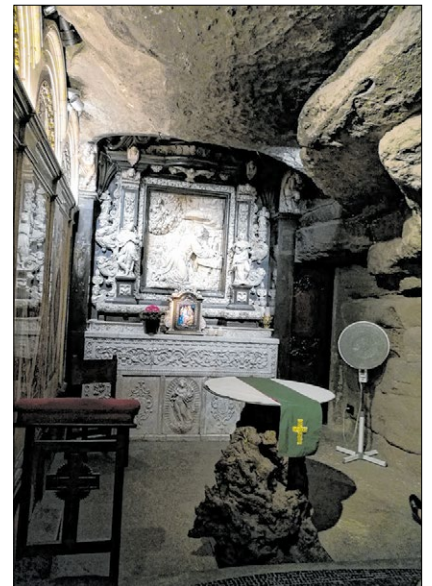
Biozkornia auf 1202 Meter. Dafür werden sie am Abend im Marienwallfahrtsort Arantzazu überaus belohnt. Ein überwältigender avantgardistischer Bau aus Beton tut sich vor den Pilgern auf. Der Überlieferung nach soll hier Maria im Jahr 1468 einem Schäfer erschienen sein. Die sakralen Gebäude wirken auf den ersten Blick überdimensioniert. Doch sobald man die Kirche betritt, spürt man, dass hier ein intensiv spiritueller Ort entstanden ist.

Am Anfang des Ignatiuswegs, im Baskenland, ist nicht viel los. Insgesamt führt der Pilgerweg durch fünf spanische Regionen: Baskenland, Rioja, Navarra, Aragon, Katalonien. Man hat das Gefühl, ganz Spanien kennenzulernen. Vom rauen, bergigen und nicht so heißen Norden geht es weiter in die Weinregion Rioja. Weinberge, soweit das Auge reicht. Hier beginnt auch der Wegabschnitt, der dem spanischen Jakobsweg entgegenläuft.

Ab Navarrete ist deutlich mehr los, und die „Ignatianer“ müssen sich die Unterkünfte mit den vielen Jakobspilgern teilen, die in die entgegengesetzte Richtung laufen. Ruhe, Stille und Einsamkeit sind nun vorbei. Doch man gewöhnt sich langsam an den Trubel. Weiter im Süden ändert sich die Lage wieder: Hier sind nur noch wenige Pilger unterwegs.

Der Weg führt vorbei an Äckern mit Mais, Weizen und Grün, vorbei an Ställen voller Rinder, Schweinen und Geflügel – und das riecht man auch. Weiter südlich wechseln sich Pfirsiche, Nektarinen, Kirschen, Aprikosen, Äpfel, Birnen, Mandeln und Quitten am Wegesrand ab. Ein Fest für alle Sinne.

So bietet jeder Tag neue Eindrücke: Einmal treiben die Einwohner bei der „Fiesta Major“ ein Kalb durch die Stadt, dann



▲ In dieser Höhle in Katalonien verweilte Ignatius zum Gebet. Sie ist heute das Ziel des Pilgerwegs. Fotos: Wieser

wird zu Ehren des heiligen Rochus ein riesiges Weihrauchfass durch den Kirchenraum geschwenkt, im nächsten Ort wird Fiesta mit Musik, Tanz und Knallfeuerwerk gefeiert.

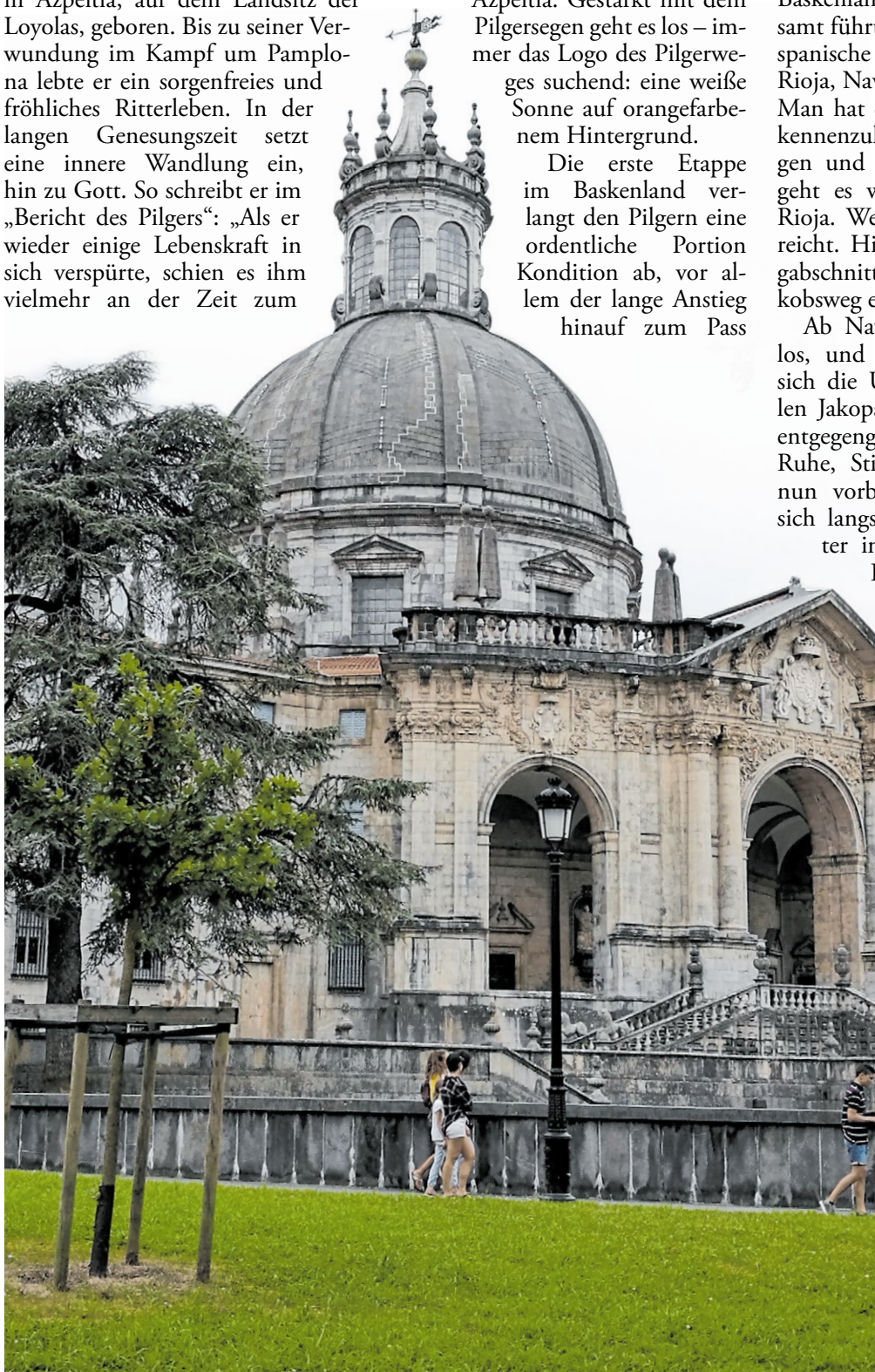
Entscheidung für Jesus

Allmählich rückt das Ende des Weges näher. Wahrhaft beeindruckend sind die Felsformationen des Montserrat, wenn man sie zum ersten Mal erblickt. Am Abend kann man in der Basilika auf dem Montserrat dem Chorgebet der Mönche lauschen und einen persönlichen Pilgersegen erhalten. Jetzt haben die Pilger nur noch eine Tagesetappe nach Manresa, dem Ziel des Weges, vor sich. Hier verweilte Ignatius in einer Höhle zum Gebet, um seine Lebensbeichte abzulegen und sich dann endgültig für Jesus zu entscheiden. Ulrike Wieser

Hinweis

Zur Vorbereitung auf den Ignatiusweg empfiehlt unsere Autorin den Pilgerführer „Der Ignatiusweg“ von José Luis Iriberry SJ und Chris Lowney, erschienen im Tyrolia Verlag. Dieser Pilgerführer bietet nicht nur Informationen zum Streckenverlauf (Karten), den Unterkünften und Sehenswürdigkeiten, sondern ist im dritten Teil den ignatianischen vierwöchigen Exerzitien nachempfunden. So kann der Ignatiusweg für jeden Pilger zu einem persönlichen spirituellen Weg werden. Daneben gibt es die informative Internetseite www.caminoignaciano.org.

◀ Der Pilgerweg beginnt bei der Ignatiusbasilika in Loyola.



„Gute Beziehung ist das A und O“

24-Stunden-Pflege: Expertin über Chancen, Probleme und Lösungsmöglichkeiten

Aus vielen Haushalten sind sie nicht mehr wegzudenken – osteuropäische Haushaltshilfen betreuen deutsche Senioren in ihrem Zuhause. Aber nicht alles klappt auf Anhieb. Im Interview spricht Gabriele Tammen-Parr, Projektleiterin bei der diakonischen Beratungsstelle „Pflege in Not“, über Chancen, Probleme und Lösungsmöglichkeiten bei der 24-Stunden-Pflege.

Frau Tammen-Parr, osteuropäische Haushaltshilfen sind für viele Senioren die letzte Lösung vor dem Altenheim. Was können diese leisten – und was nicht?

Sie leben mit im Haushalt und erledigen dort alle anfallenden Arbeiten. Diese 24-Stunden-Kräfte decken eine Lücke ab, die wir in Deutschland mit keinem Pflegedienst ausfüllen können. Nach deutschen Pflegesätzen ist das für niemanden bezahlbar.

Verbraucherschützer kritisieren zu Recht, dass das Modell der 24-Stunden-Betreuung eigentlich dem Arbeitsschutzgesetz zuwiderläuft, auch wenn die Frauen legal kommen. Dennoch sind wir aufgrund des Pflegenotstands auf diesen „Markt“ der ausländischen Kräfte angewiesen. Obwohl diese Frauen eigentlich nicht pflegen dürfen, machen sie es oft trotzdem – die Übergänge sind fließend. Einen Toilettengang zu begleiten, Mobilisierung oder Hilfestellung beim Duschen fällt für mich unter Pflege.

Wie kommt man an eine solche Kraft?

Derzeit gibt es allein in Deutschland rund 250 Vermittlungsagenturen. Im Internet findet man auch offizielle polnische Anbieter. Man sollte einen registrierten Vermittler wählen. Dadurch hat man eine Absicherung, wenn es Probleme gibt.

Aber auch ein legaler Anbieter kann nicht garantieren, dass die Chemie zwischen dem Senior und der Pflegekraft stimmt ...

Das stimmt. Man sollte deshalb dem Vermittler vorab möglichst umfassende Informationen über den zu betreuenden Menschen, seine Persönlichkeit und Vorlieben geben. Man ist darauf angewiesen, dass eine nette, zugewandte Person kommt, die zu dem Senior passt. Neben der pflegerischen Arbeit muss die emotionale Seite, die Beziehung, stimmen – das ist das A und O. Wenn



▲ Ob im Seniorenheim oder bei einer 24-Stunden-Pflege in den eigenen vier Wänden: Die Chemie zwischen Senior und Pflegekraft sollte stimmen. Foto: KNA

jemand liebevoll ist, kann man über vieles andere hinwegsehen. Wenn es menschlich nicht passt, wird eine seriöse Vermittlung eine andere Person schicken.

Gibt es etwas, das Angehörige im Vorfeld tun können, damit die künftige 24-Stunden-Kraft einen guten Start hat?

Ich würde der Pflegekraft eine Liste machen, was wichtig ist. Sie sollten ihr ein ehrliches, realistisches Bild vermitteln, wie viel Pflege die zu betreuende Person wirklich braucht und wie sie als Person ist. Dann kann sie sich darauf einstellen. Man sollte aber auch schauen: Was wünscht sich die Frau, welche Vorlieben hat sie? Was braucht sie, um sich wohlfühlen? Jede Pflegekraft hat täglich ein Anrecht auf freie Zeit. Wichtig ist, dass sie diese auch nehmen kann. Das muss man organisieren. Es ist auch sinnvoll, die ersten ein, zwei Tage dabeizubleiben, bis die Person mit den Abläufen und dem Haushalt vertraut ist.

Die neue Person führt den Haushalt vielleicht ganz anders, als es der alte Mensch gewohnt ist. Führt das nicht gerade bei dementen Menschen zu Verwirrung?

Es ist ein Anpassungsprozess für beide Seiten. Die Pflegeperson sollte sich auf den pflegebedürftigen

Menschen einstellen und nicht einfach ungefragt alles umorganisieren und umräumen. Das sollte auch ein Punkt beim Erstgespräch sein: Man möchte, dass die Pflegekraft die Häuslichkeit des zu Pflegenden respektiert und sich auf seine Gewohnheiten und Eigenarten einstellt – und nicht einfach darüber weggeht.

Wie wichtig ist es, dass die Pflegekraft gut deutsch spricht?

Wenn gar keine Verständigung möglich ist, dann sollte man es lassen. Ohne ein Mindestmaß an Kommunikation ist das für beide Seiten eine Quälerei – vor allem für den Pflegebedürftigen, wenn er keine Wünsche äußern kann, nicht sagen kann, was ihm fehlt oder was er gerne hätte.

Die erwachsenen Kinder leben oft nicht am gleichen Ort wie die zu pflegenden Eltern. Wie kann man aus der Ferne feststellen, ob es ihnen gut geht mit der Pflegekraft?

Die alten Menschen sind natürlich sehr darauf angewiesen, dass das jemand ordentlich und liebevoll macht. Wenn man selbst nicht am gleichen Wohnort lebt, sollte man überlegen, ob eine andere vertraute Person regelmäßig nach dem Rechten schauen kann, vielleicht eine Nachbarin. Man sollte auch selbst

immer mal wieder vorbeischaun und regelmäßig telefonieren.

Und was ist, wenn kein Ansprechpartner vor Ort ist und man ein mulmiges Gefühl hat?

Dann sollte man sich überlegen, ob eine 24-Stunden-Pflege überhaupt das Richtige ist. Dann ist ein Umzug in ein Heim vielleicht die bessere Lösung.

Wenn etwas schief läuft, wird oft erstmal die Perspektive des zu Pflegenden gesehen. Wie ergeht es den 24-Stunden-Kräften?

Manche müssen nur den Haushalt führen, bei kleineren Hilfestellungen zur Hand gehen und können mit dem alten Menschen noch Spaziergänge und kleine Ausflüge unternehmen. Das kann für beide Seiten ein sehr schönes Miteinander sein. Oft sind die Pflegekräfte aber viel mehr gefordert; die Frauen werden mitunter sehr ausgenutzt.

Angehörige sollten sich also auch für das Wohl der Pflegekraft interessieren?

Unbedingt. Sie müssen ein offenes Ohr haben und sollten die Person regelmäßig fragen: Wie geht es ihr? Kommt sie mit ihrer Arbeit noch zurecht, oder wird es zu viel? Kann sie nachts ohne Störung schlafen, erholt sie sich genug? Als Angehöriger hat man auch die Pflicht zu schauen, ob die anfallenden Tätigkeiten überhaupt von einer Person alleine gestemmt werden können. Denn bei starker Überforderung reagiert jeder anders – mit Aggressionen, innerlichem Rückzug, Arbeitsverweigerung oder Vernachlässigung des alten Menschen.

Die 24-Stunden-Betreuung hat also Licht- und Schattenseiten ...

Die meisten Menschen möchten in ihrem vertrauten Umfeld bleiben. Die 24-Stunden-Betreuung ist eine wunderbare Gelegenheit, dem alten Menschen diesen Wunsch zu erfüllen. Zudem ist sie immer noch günstiger als ein Platz im Altenheim. Dort leben viele demente Menschen. Wenn man nur körperliche Einschränkungen hat, findet man dort mitunter keinen adäquaten Ansprechpartner. Da fühlt man sich zu Hause – im vertrauten Umfeld mit einer persönlichen Betreuerin – oft besser. Warum dieses Modell also nicht für ein paar Monate ausprobieren? Dann schaut man, ob es passt. Interview: Angelika Prauß



▲ Was einer Frau nicht mehr passt oder gefällt, kann für eine andere perfekt sein. Das Interesse an gut erhaltenen Mode-Schnäppchen wächst – besonders bei Schülern und Studenten. Foto: Ulrike Mai/pixabay

Alter Hut und neuer Trend

Mode aus dem Second-Hand-Laden ist nachhaltig, umweltfreundlich und preiswert

T-Shirts sind Vielflieger. Ihre Rohstoffe und sie selbst reisen bis zu vier Mal um die Welt, bevor sie auf den Ladentisch kommen. Und landen dann oft rasch im Müll. Abhilfe leisten da zum Beispiel Second-Hand-Läden.

Erika Jäger geht einmal im Monat auf die Pirsch: Im Second-Hand-Laden „Rock und Rolli“ des Sozialdienstes katholischer Frauen im nordrhein-westfälischen Ratingen hält sie Ausschau nach schönen, günstigen Kleidungsstücken. Die Räume sind wie ein richtiges Bekleidungsgeschäft mit Umkleiden ausgestattet, alles hängt ordentlich auf Bügeln und ist etikettiert. Es gibt eine separate Schuhabteilung – und wer Zeit hat, kann zwischendurch auf der Terrasse einen Kaffee trinken.

„Es ist wirklich schön eingerichtet hier“, sagt die Seniorin und lächelt. Sie ist eine Kundin der ersten Stunde: Seit 20 Jahren gibt es den Laden; seit 20 Jahren kommt sie hierhin, aus Überzeugung. Denn auch wenn Nachhaltigkeit Ende der 1990er noch kein so akutes Thema war – ihr ist schon lange wichtig, „dass die Sachen aufgebraucht und nicht einfach weggeworfen werden“.

Von der Wegwerfmentalität in Sachen Kleidung müssten sich die Konsumenten dringend verabschieden, sagt Wilfried Wunden, Experte für fairen Handel beim Bischöflichen Hilfswerk Misereor. „Kleider müssen wieder als Wertgegenstände angesehen werden“, fordert er. Gerade die Textilindustrie sei eine Branche, in der die wahren sozialen und ökologischen Folgekosten nicht in die Produkte eingepreist würden. Wer sich also einmal Gedanken über den ökologischen Fußabdruck der trendigen Klamotten aus den Läden angesagter Mode-Labels macht, der kann leicht ins Grübeln kommen. Aber der Umwelt zuliebe auf Trends verzichten?

Individuell und günstig

„Ich trage lieber meinen individuellen Style“, sagt die 26-jährige Daniela. Lange schwarze Haare, geblühtes Sommerkleid, Sandalen. „Und wo sonst finde ich Vintage-Klamotten und dazu fast neue Sachen in ein- und demselben Laden?“ Die Kleidung sei einwandfrei, versichert sie. Teilweise sind hochwertige Stücke dabei, die sie für ein paar Euro mitnehmen kann. Sie stöbert regelmäßig bei „Rock und

Rolli“ – und findet eigentlich immer etwas. Heute sind zwei Kleider und Nachtwäsche in ihrem Korb gelandet. „Ich möchte gerne meiner kleinen Tochter ein Vorbild sein. Sie ist anderthalb und soll lernen, dass man nicht ständig neue Sachen kaufen muss.“

Der individuelle Stil und das Bewusstsein für Nachhaltigkeit – gerade bei jungen Leuten könnte sich das zu einem Trend entwickeln, beobachtet Daniela Pilipic, die bei „Rock und Rolli“ arbeitet. „In jüngster Zeit kommen vermehrt Schüler und Studenten zu uns und schauen sich um.“ Sicher sei bei vielen Jugendlichen das Geld knapp und ein Schnäppchen Gold wert, überlegt sie. Aber die Generation Fridays for Future scheint auch das Thema Second Hand auf dem Schirm zu haben.

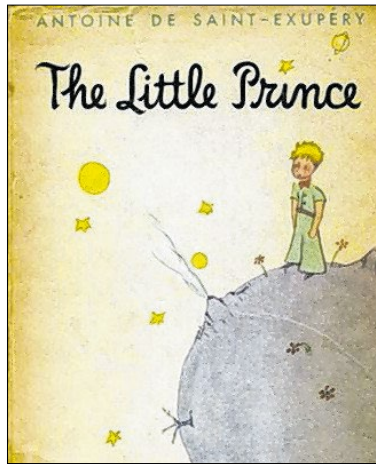
Eine Verhaltensänderung kann erst eintreten, wenn ein Sachverhalt überhaupt bewusst ist. Natürlich werden „individuelle Verhaltensänderungen nicht sofort etwas bewirken“, sagt Thomas Seibert von der Hilfsorganisation Medico international. „Sie sind mehr eine Art ethische Akrobatik. Aber wenn Leute fragen, woher die Kleidung kommt, unter welchen Bedingungen sie hergestellt wird, dann beginnt ein Pro-

zess, an dessen Ende größere Veränderungen stehen.“ Zum Beispiel Verbesserungen für die Näherinnen in Bangladesch, weil die Kunden in den Industrienationen bereit sind, durch höhere Preise bessere Arbeitsbedingungen zu finanzieren.

Transparente Lieferketten

„Man hat aber leider gemerkt, dass die Firmen, die die Bedingungen für die Arbeiterinnen verbessern, Schwierigkeiten bekommen, konkurrenzfähig zu bleiben“, beklagt Misereor-Experte Wunden. Er hält neue Gesetze für die Textilindustrie dringend für nötig, zum Beispiel, dass Unternehmen ihre Lieferketten vom Baumwollfeld bis zur Konfektionierung transparent machen müssen. Damit diese dann im besten Fall, Umwelt und Mensch zuliebe, nicht mehr vier Mal um die Welt gehen.

Die Lieferkette von Erika Jägers Kleidern ist wesentlich kürzer. Sie reicht von einem Schrank in den nächsten. Denn sie erweitert das Prinzip Second Hand noch einmal: „Wenn ich dann zu Hause meinen Kleiderschrank aufräume, bringe ich die Sachen, die mir nicht mehr gefallen, wieder hierhin.“ Sabine Just



▲ Ein großer Flieger und ein kleiner Prinz: Das Kunstmärchen – hier abgebildet in der US-amerikanischen Erstausgabe – machte Antoine de Saint-Exupéry weltberühmt.

Vor 75 Jahren

Der verschollene Prinz

Antoine de Saint-Exupéry starb wie ein Romanheld

Über Jahrzehnte hinweg war es ein Mysterium: Am 31. Juli 1944 startete eine französische Lockheed P-38 von Bastia auf Korsika zu einem Aufklärungsflug über das Mittelmeer mit Ziel Grenoble – und verschwand spurlos. Was war dem Piloten zugestoßen, dem legendären Flieger und Schriftsteller Antoine de Saint-Exupéry?

Für den am 29. Juni 1900 in Lyon geborenen Spross einer Adelsfamilie war das Fliegen zur Leidenschaft geworden, seit er als Zwölfjähriger einige Runden im Aeroplan eines Flugpioniers drehen durfte. Der ebenso rebellische wie kunstsinnige Antoine, der schon als Kind Gedichte schrieb, wurde über Umwege Militärpilot, ehe er ab 1926 in das Corps der Post- und Frachtflieger aufgenommen wurde und auf der Route Toulouse-Casablanca-Dakar flog.

Als Chef eines einsamen Nachschubflugplatzes rettete er zahlreiche abgestürzte Piloten aus der Wüste und aus der Geiselhaut der Berber. In der Abgeschiedenheit der Sahara schrieb er 1928 seinen ersten Roman „Südkurier“. Ein Jahr später wechselte er nach Südamerika, um dort ein Luftpostnetz aufzubauen.

Als er einen Rekord auf der Strecke Paris-Saigon aufstellen wollte, verschwand Saint-Exupéry im Dezember 1935 ein erstes Mal: Er und sein Mechaniker hatten in der ägyptischen Wüste eine Bruchlandung hingelegt. Um mehr Sprit laden zu können, hatten sie auf ihr Funkgerät verzichtet und irrten fünf Tage durch die Dünen, ehe eine Karawane sie rettete.

1938 stürzte Saint-Exupéry bei einem Rekordflug von New York nach Feu-

erland abermals ab, wurde schwer verletzt und lag zeitweise im Koma. Sein 1939 erschienener Sammelband „Terre des hommes“, mit deutschem Titel „Wind, Sand und Sterne“, ein Hohelied auf das Fliegerethos von Kameradschaft, selbstlosem Mut und menschlicher Solidarität, wurde ein preisgekrönter Weltbestseller.

Nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs sah es Saint-Exupéry als Ehrensache an, in die französische Luftwaffe zurückzukehren. Diese hielt ihn eigentlich für zu alt und zu krank, doch mit seiner von Kugeln durchsiebten Maschine lieferte er 1940 wichtige Luftbilder von Wehrmachtsoptionen.

Im New Yorker Exil schrieb er 1943 das Büchlein „Der kleine Prinz“. Die märchenhafte Erzählung voller Chiffren und Anspielungen, versehen mit eigenhändigen Zeichnungen, sollte sein bekanntestes Werk werden. Von seinem letzten Flug wollte der an Depressionen erkrankte Dichter nach einem ungenehmigten Umweg wertvolle Luftbilder mitbringen. Doch er kehrte nie zurück.

1998 tauchte in der Nähe von Marseille – weit entfernt von seiner Flugroute – ein Armband Saint-Exupérys in einem Fischernetz auf. 2004 konnten Wrackteile am Meeresboden seiner Maschine zugeordnet werden. Recherchen brachten ans Licht, dass sein unbewaffnetes Flugzeug am 31. Juli 1944 vom deutschen Jagdflieger und späteren ZDF-Sportreporter Horst Rippert abgeschossen wurde.

Dieser hätte nicht gefeuert, wenn er geahnt hätte, wer der Pilot war: Saint-Exupéry genoss tiefe Verehrung bei Fliegern aller Nationalitäten und über die Fronten hinweg. *Michael Schmid*

Historisches & Namen der Woche

27. Juli

Natalia, Pantaleon



Mit John Dalton starb vor 175 Jahren ein bedeutender britischer Naturforscher. Weil er die Atomtheorie grundlegend untersuchte, gilt er als Wegbereiter der Chemie. Dalton entdeckte auch die „Rot-Grün-Schwäche“, einen Augendefekt, an dem er selbst litt.

28. Juli

Beatus und Bantus

Arp Schnitger war der bedeutendste Orgelbauer seiner Zeit. Aus seinen Werkstätten gingen etwa 3000 Register hervor. Schnitger wurde 1719 begraben.

29. Juli

Martha, Maria, Lazarus

In London erschien vor 65 Jahren der erste Band von J.R.R. Tolkiens Trilogie „Der Herr der Ringe“. In Deutschland fand das Werk lange keinen Zuspruch. Für den Klett-Cotta Verlag war der Erwerb der deutschen Rechte ein Glücksgriff: Als Verkaufserfolg sanierte „Der Herr der Ringe“ das Unternehmen.

30. Juli

Ingeborg, Petrus Chrysologus

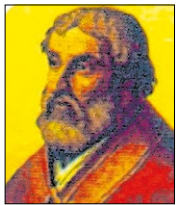
Während des Konzils von Konstanz war der böhmische Theologe Jan Hus als Ketzer verbrannt worden. Beim Ersten Prager Fenstersturz warfen seine Anhänger, die Hussiten, 1419 zehn Personen aus dem

Fenster. Sie hatten das Neustädter Rathaus in Prag gestürmt, um gefangene Glaubensgenossen zu befreien. Die Gestürzten, darunter der Bürgermeister, töteten sie mit Waffen.

31. Juli

Ignatius von Loyola

Unter dem Namen Sergius IV. trat der Schuhmacher-Sohn Pietro da Albano 1009 sein Pontifikat an. Er schuf die Regel, dass Päpste einen neuen Namen wählen müssen.



1. August

Alfons, Petrus Faber

Vor 175 Jahren wurde der Berliner Zoo eröffnet. Gegründet hatte ihn der preußische König Friedrich Wilhelm IV. auf Initiative des Zoologen Martin Hinrich Lichtenstein und des Naturforschers Alexander von Humboldt. Der älteste Tierpark Deutschlands zeigt weltweit den größten Artenreichtum (*Foto unten*).

2. August

Eusebius, Eymard

1819 begannen die „Hep-Hep-Unruhen“ in Würzburg. Sechs Jahre nach dem Bayerischen Judenedikt beschimpften Handwerker, Händler und Studenten die nun gleichgestellten jüdischen Bürger, bedrohten und misshandelten sie. Außerdem griffen sie deren Synagogen, Geschäfte und Wohnungen an und zerstörten sie teilweise.

Zusammengestellt von Lydia Schwab



◀ Das Elefantentor ist einer der Haupteingänge des Berliner Zoos. Das orientalische anmutende Bauwerk entstand 1899. Anfangs wegen seines „fremdländischen Stils“ kritisiert, wurde das Tor bald zu einem Wahrzeichen des Zoos.

SAMSTAG 27.7.

▼ Fernsehen

- 20.15 RBB: **Geheimnisvolle Orte.** Die politische Lage des geteilten Berlins spiegelt sich in der Geschichte des Zoos. Doku.
- 20.15 3sat: **Bayreuther Festspiele 2019.** Richard Wagners Tannhäuser.

▼ Radio

- 6.20 DKultur: **Wort zum Tage.** Winfried Haunerland (kath.).

SONNTAG 28.7.

▼ Fernsehen

- 9.30 ZDF: **Katholischer Gottesdienst** aus Sankt Nikolaus in Herrsching am Ammersee. Zelebrant: Pfarrer Simon Rapp.
- 17.30 ARD: **Eltern in der Krise.** Leben mit einem behinderten Kind.
- 20.15 Sat.1: **Honig im Kopf.** Amundus zeigt zunehmend Anzeichen von Alzheimer. Als er in ein Pflegeheim kommen soll, reißt die elfjährige Tilda mit ihrem Opa aus. Tragikomödie, D 2014.
- 20.15 Arte: **Selma.** Um der Diskriminierung von Afroamerikanern ein Ende zu setzen, begibt sich Martin Luther King auf einen schwierigen Protestmarsch. Drama.

▼ Radio

- 8.35 DLF: **Am Sonntagmorgen.** Kirche und Bauhaus: Inspiration und Herausforderung. Von Harald Schwillus (kath.).
- 10.00 Horeb: **Heilige Messe** vom Gigfestival in Rosenthal bei Dresden. Zelebrant: Pater Paulus Maria Tautz.

MONTAG 29.7.

▼ Fernsehen

- 20.15 Sat.1: **Keinohrhasen.** Klatschreporter Ludo muss Sozialstunden in einer Kita leisten. Seine dortige Chefin Anna nutzt die Chance, sich an ihm zu rächen. Denn als Kind hat Ludo sie immer gepiesackt. Komödie mit Til Schweiger, D 2007.

▼ Radio

- 6.35 DLF: **Morgenandacht.** Pfarrer Detlef Ziegler (kath.), Münster. Täglich bis einschließlich Samstag, 3. August.

DIENSTAG 30.7.

▼ Fernsehen

- 21.50 Arte: **Kolumbien.** Der lange Weg zum Frieden. Doku, D 2018.
- 22.45 Arte: **Rachels Rettungsdienst.** Ultraorthodoxe Jüdinnen in New York wollen einen rein weiblichen Rettungsdienst gründen.

▼ Radio

- 19.15 DLF: **Das Feature.** Die Spuren des IS. Wie der Krieg in den Köpfen weitergeht.

MITTWOCH 31.7.

▼ Fernsehen

- 11.45 Arte: **Magische Orte.** Rom – auf der Spur der ersten Christen.
- 19.00 BR: **Stationen.** Am Schluss wirds bunt. Drei Nationen unter einem Dach.
- 20.15 BR: **Igel unter uns.** Doku über das gefährdete Tier, D 2019.

▼ Radio

- 19.30 DKultur: **Zeitfragen. Feature.** Wo der Wandervogel überlebt hat. 100 Jahre Alternativferien in Klappholttal auf Sylt.
- 20.10 DLF: **Aus Religion und Gesellschaft.** Märtyrer oder Verräter? Der Mord an Thomas Becket verändert England.

DONNERSTAG 1.8.

▼ Fernsehen

- 20.15 Tele 5: **Die Luftschlacht um England.** Kriegsfilm, GB 1969.
- 22.10 WDR: **Menschen hautnah.** Klassentreffen, 25 Jahre nach dem Abi.

▼ Radio

- 19.30 DKultur: **Zeitfragen. Feature.** Der Sand wird knapp. Warum viele Strände schrumpfen.

FREITAG 2.8.

▼ Fernsehen

- 20.15 ARD: **Zaun an Zaun.** Kenan, ordnungsliebender Witwer mit türkischen Wurzeln, und Lissi, lebensfrohe Bestsellerautorin, raufen sich zusammen, als die Zwangsversteigerung ihres Doppelhauses droht. Komödie.

▼ Radio

- 10.00 Horeb: **Lebenshilfe.** Von der guten Hoffnung zum Lebensrisiko – Schwangerschaft im 21. Jahrhundert. Von Alexandra Linder.
- 19.30 DKultur: **Zeitfragen. Literatur.** Poetischer Brückenschlag zwischen den Welten. 200 Jahre Goethes „West-östlicher Divan“.

👁: Videotext mit Untertiteln

Für Sie ausgewählt



Ein Autounfall mit Folgen

Die frisch pensionierte Beamtin Helene Offer verursacht angetrunken einen Verkehrsunfall, bei dem ein Mann schwer verletzt wird. Notgedrungen kümmert sie sich um dessen Tochter Michalina, eine junge Frau mit Down-Syndrom. Zunächst ist Helene komplett überfordert. Doch nach und nach nähern sich die beiden Frauen an und begreifen immer mehr die Welt des anderen. Michalina will ihren Freund heiraten, doch das wird ihr vom Staat verwehrt. Schließlich zieht Helene für Michalina in den Kampf für ein selbstbestimmtes Leben: „So wie du bist“ (ARD, 31.7., 20.15 Uhr).

Foto: MDR/ORF/Anjeza Cikopano



Sinti und Roma in Deutschland

Als „Zigeuner“ beschimpft, verfolgt, von den Nazis ermordet und ausgegrenzt bis heute: „ZDF-History“ (ZDF, 28.7., 23.45 Uhr) blickt anhand bewegender Schicksale auf die Geschichte der Sinti und Roma in Deutschland. Vor 75 Jahren leisteten sie im „Zigeunerlager“ von Auschwitz Widerstand gegen ihre drohende Vernichtung. Sie konnten sie aufschieben, aber nicht verhindern. Einer, der den Völkermord überlebte, war Otto Rosenberg. Tief geprägt von der Verfolgung riet er seiner Tochter, der Sängerin Marianne Rosenberg (Foto: ZDF/Heinz Wieseler), noch Jahre später, ihre Herkunft besser zu verschweigen.

Doku: Deutschlands Rolle in der Nato

Die Welt ist unsicherer geworden: Abrüstungsverträge werden gekündigt, bestehende Allianzen bröckeln, ein neues Wettrüsten droht. Sicherheitsstrategen in Deutschland sehen sich großen Widersprüchen gegenüber: einerseits Ausrüstungsmängel bei der Bundeswehr, andererseits eine Nato, die von Deutschland mehr Einsatz fordert. Die Dokumentation „Alte Bündnisse – neue Bedrohungen“ (ZDF, 1.8., 22.15 Uhr) analysiert die deutsche und internationale Verteidigungsarchitektur und Sicherheitsstrategie – ausgehend vom Status quo: Wie ist die Bundeswehr aktuell aufgestellt und wie passt sie sich den neuen, weltweiten Herausforderungen an?

Senderinfo

katholisch1.tv

im Internet www.katholisch1.tv, Satellit Astra: augsburg tv (Senderkennung „a.tv“), sonntags 18.30 Uhr; TV Allgäu (Senderkennung „Ulm-Allgäu“), sonntags 19.30 Uhr.

Radio Horeb

im Internet www.horeb.org; über Kabel analog (UKW): Augsburg 106,45 MHz; über DAB+ sowie Satellit Astra, digital: 12,604 GHz.

Ihr Gewinn



Richtiges Reisen ist eine Kunst

Urlaubsreisen gehören zu den seltenen Dingen, die wir ausschließlich zu unserem Vergnügen unternehmen. Daran scheitern wir jedoch oft. Wir haben verlernt zu staunen. Reisen, so denken wir, ist doch eine simple Sache, bei der man nur etwas Geld investieren muss.

Doch das wahre Reisen ist eine Kunst, die erlernt werden will. Alain de Botton hat mit „Die Kunst zu reisen“ einen Reiseführer ins eigene Ich geschrieben. Sein Buch hilft nicht nur auf der Suche nach dem richtigen Urlaubsort und erklärt, was man alles unternehmen kann und warum Hotelzimmer so befreiend wirken können: Vor allem leitet es an zum Abenteuer des Entdeckens.

Wir verlosen drei Bücher. Wer gewinnen will, schicke eine Postkarte oder E-Mail mit dem Lösungswort des Kreuzworträtsels und seiner Adresse an:

Katholische Sonntagszeitung bzw. Neue Bildpost
Rätselredaktion
Henisiusstraße 1
86152 Augsburg
E-Mail: redaktion@suv.de

Einsendeschluss: 31. Juli

Über die Balkon-Box aus Heft Nr. 28 freuen sich:

Ramona Tränkner,
68804 Altlußheim,
Manuela Rieder,
87637 Seeg,
Josef Härtl,
92249 Vilseck.

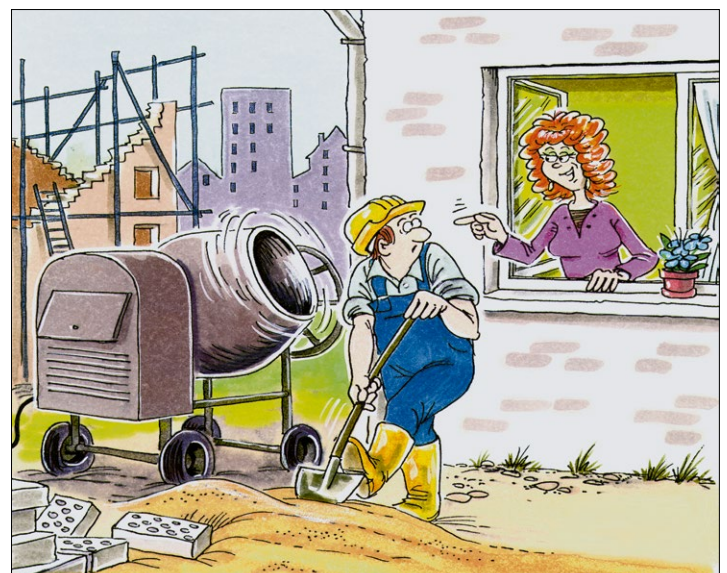
Herzlichen Glückwunsch!
Die Gewinner aus Heft Nr. 29 geben wir in der nächsten Ausgabe bekannt.

franz. Pantomime (f, Marcel)	Teil des Kopfes	türk. Großgrundherr	Ge-sangs-stück	dt. Normen-zeichen (Abk.)	Körper-teil	US-Schau-spieler (Richard)	polizei-liches Verhör			
inner-asiatisches Gebirge			Medika-menten-form							
					Insel-gruppe im Pazifik		griechi-scher Buch-stabe			
groß-zügig	Turn-übung		Spaß-macher (Mz.)		2					
			Witz der Woche Als Benjamin zum Ministri-eren in die Sakristei kommt, schüttelt der Pfarrer den Kopf: „Benjamin, du hast dein Gesicht wieder nicht gewaschen. Man sieht ganz deutlich, dass du heute schon ein Ei gegessen hast!“ „Reingefallen, Herr Pfarrer“, strahlt Benjamin, „das war vorgestern!“ <i>Eingesendet von Alfons Neisberger, 92421 Schwandorf.</i>					4		
filigran	Laufe-rei	8					Fehllos		Ausruf der Überraschung	
							kampf-unfähig (Abk.)			Handel, Geschäft (engl.)
weißer Süd-afrikaner	Salat-pflanze									
US-TV-Sender (Abk.)		3			Angeh. einer Welt-religion	Stadt in Bayern				
rundge-wasche-ner Stein			Streich-musiker							
				afrik. Dick-blatt-ge-wächs	dt. Spiel-karte	griechi-scher Buch-stabe	niederl. Küsten-schiff			
				männ-licher Ver-wandter						
chem. Zeichen für Chrom			Vorraum des Parla-ments			Buch der Bibel (Hosea)	Zwerg der Edda			
		7			warme Pastete (engl.)	US-Bundes-staat	5			
großer Hohl-raum im Felsen			Schmerz-laut	engl.: Ge-schenk	1					
gebrau-chen, ver-wenden	Stadt im Piemont				Ge-tränke-rest im Glas		6			
						arabi-scher Fürsten-titel				

1	2	3	4	5	6	7	8
---	---	---	---	---	---	---	---

Lösung aus den Buchstaben 1 bis 8:
Antikes Bauwerk in Rom
 Auflösung aus Heft 29: **SCHWEDEN**

P				NU			
I	T	A	L	E	R		K
L	A	B	E	R	N		I
A	L	T		V	E	R	S
T	E	E					K
U	N	I					W
A	S	T					D
V	F	L					S
R	O	T	A		T	I	O
L	G				O	R	D
L	A	G					L
B	E	E					I
L	H						S
H	U	R	R	A			A
T	E	N	N	E			I



„Könnten Sie mir das Ding am Wochenende mal leihen? Ich muss für 48 Personen Rührkuchen machen!“

Illustration: Jakoby

Erzählung

Urlaubsgeplauder

„Das Leben ist gar nicht so, es ist ganz anders“, schrieb Kurt Tucholsky hintergründig. Und dennoch: Manchmal ist das Leben genau so und nicht anders, nämlich genau wie im Kino, im Fernsehen oder in einem Unterhaltungsroman. In diesen Fällen mag man sich die Frage stellen: Wer hat von wem abgeschrieben, das Leben vom Roman oder der Roman vom Leben?

Da trifft man jemanden im Urlaub, ein Ehepaar mittleren Alters, sympathisch, aufgeschlossen. Man setzt sich ein bisschen zusammen und plaudert. Und dann – man traut seinen Ohren kaum – klingt plötzlich alles so unwirklich: Er ist Architekt, der an seinem Beruf vor allem das Kreative liebt.

Sie betreibt eine Kunstgalerie. Beide haben sich auf dem Land mit eigener Hände Arbeit ein Fachwerkhaus ausgebaut, im Garten wachsen italienische Küchenkräuter, gelegentlich töpfeln sie in der Toskana oder restaurieren alte Möbel ...

Und wenn jetzt noch ein solches Klischee kommt, kriege ich einen Schreikrampf, denke ich. Das darf doch nicht wahr sein! Und doch ist es Wirklichkeit. Aber jeder, der so etwas erfinden würde, müsste damit rechnen, von Kritikern in den Boden gestampft zu werden.

Und dabei sind es doch wirklich nette Leute, wenn man sich mal



das ganze aufwendige Dekor wegdenkt, das so penetrant im Trend liegt. Und wenn man sich erst einmal durch diese ganze Selbstdarstellung hindurchgeschaufelt hat, wird es richtig gemütlich. Nach dem dritten Glas Wein wissen wir alle, dass wir hinter unserem seelischen Schaufenster alle nur Menschen sind, die sich irgendwie im Leben behaupten müssen.

Einfacher ist es allerdings – und das nicht nur bei Urlaubsbekanntschäften –, wenn man auf jemanden trifft, der so viel Selbstwertgefühl besitzt, dass er bei der Begegnung

mit anderen Menschen keine großen Umstände zu machen braucht.

Der nette Schweizer Eisenbahner zum Beispiel, der sich keineswegs seines schlichten Beamtendaseins schämt und der eine bemerkenswerte Kreativität in der Darstellung des Eisenbahnerlebens entfaltet. Es ist schon erstaunlich, was ein Schweizer Eisenbahner aus seinem Alltag so alles zu berichten weiß.

Zum Beispiel die Geschichte von dem Elefanten, der den ganzen Eisenbahnverkehr durcheinanderbrachte, weil er während des Zirkustransportes ständig seinen Rüs-

sel aus der halboffenen Waggontür schwenkte. Oder die wandernden Kröten, die eine Schranke lahmlegten und damit beinahe eine Katastrophe heraufbeschworen hätten.

Man kann überall nette Leute treffen, und im Urlaub braucht ja auch nicht immer alles gleich in die Tiefe zu gehen. Übrigens sind wir in jenes Fachwerkhaus auf dem Lande mit der Galerie herzlich eingeladen worden. Aber alte Spruchweisheit weiß: Nur selten hält stand, was der Urlaub verband.

Text: Sebastian;
Foto: gem

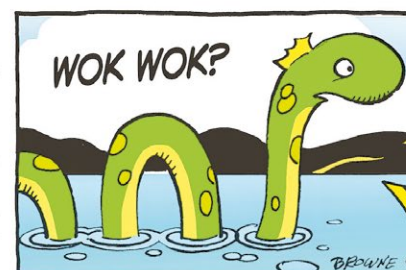
Sudoku

		3		6	9		4	8
	9	8	7	1				
7	2	8					1	6
			7	4	8	5	6	
1	8	5	6		3	4		
6	7	4				3	8	9
	2	3	6	5	1		9	3
9	5						2	6
							7	5
							1	3
							2	

Die Zahlen von 1 bis 9 sind so einzutragen, dass sich jede dieser neun Zahlen nur einmal in einem Neunerblock, nur einmal auf der Horizontalen und nur einmal auf der Vertikalen befindet.

Oben: Lösung von Heft Nummer 29.

3	4					2		1
			5			4	9	
			4	9	2	6		
2	8	5						
6	9	7					1	
			9	5	8			6
9		1		8	7			
8		6		4				2
			6		9		8	3





Hingesehen

Nazareth Illit, die weitgehend von Juden bewohnte Oberstadt von Nazareth, hat ihren Namen geändert und heißt nun Nof HaGalil (Aussicht von Galiläa). Es sei ständig zu Verwechslungen gekommen, daher hätten sich die Bewohner für eine unabhängige Identität entschieden, zitierte die „Jerusalem Post“ Bürgermeister Ronen Plott. Das mehrheitlich von arabischen Christen und Muslimen bewohnte Nazareth unterhalb von Illit gilt als der Wohnort Jesu und seiner Familie (im Bild die Altstadt von Nazareth mit der Verkündigungsbasilika). Mit mehr als 70 000 Einwohnern ist es die größte arabisch besiedelte Stadt in Israel. Die Einwohner des 1957 gegründeten Nazareth Illit – jetzt Nof HaGalil – werden mit rund 45 000 angegeben. *Text/Foto: KNA*

Wirklich wahr

Thomas Gottschalk (69), TV- und Radiomoderator, pilgerte als gebürtiger Oberfranke mit seinen Eltern einst regelmäßig nach Vierzehnheiligen. „Das war toll“, schwärmte der bekennende Katholik in seiner Radioshow im Bayerischen Rundfunk (BR).



In Erinnerung geblieben ist ihm dabei eine besondere Attraktion: „Da konnte man

zehn Pfennig einwerfen, und dann kam das Jesulein auf so 'ner Schiene aus so 'ner Hütte rausgefahren und hat gesegnet.“ Nachdem einen das Jesulein dann gesegnet habe, „ging man fromm wieder nach Hause“.

Die berühmte Wallfahrtsbasilika Vierzehnheiligen wurde von Balthasar Neumann erbaut. Sie steht bei Bad Staffelstein.

Foto: imago/Future Image

Zahl der Woche

40

Prozent der Deutschen haben im vergangenen Jahr kein einziges Mal eine Kirche betreten. Dies hat eine Emnid-Umfrage für das evangelische Magazin „Chrismon“ ergeben. Die regionalen Unterschiede sind allerdings groß: In Bayern waren drei Viertel der Menschen in einem Gotteshaus, in Berlin nicht mal jeder dritte Befragte.

Auf die Frage, warum sie in den vergangenen zwölf Monaten in einer Kirche waren, antworteten 39 Prozent, sie seien auf einer Hochzeit, Taufe oder Beerdigung eingeladen gewesen. Etwa ein Drittel (34 Prozent) nahm an einem Gottesdienst teil, 31 Prozent waren zu Weihnachten in der Kirche.

Auch um zu beten (26 Prozent), eine Kerze anzuzünden (23 Prozent), zur Besichtigung (22 Prozent) oder um sich still hinzusetzen (21 Prozent) fanden Menschen den Weg in ein Gotteshaus. Lediglich 13 Prozent gaben an, für ein Konzert eine Kirche besucht zu haben. *epd*

Impressum

Katholische Sonntagszeitung für Deutschland

Sankt Ulrich Verlag GmbH
Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg
Telefon: 08 21/5 02 42-0
www.katholische-sonntagszeitung.de

Geschäftsführer:
Johann Buchart

Herausgeber:
Sankt Ulrich Verlag GmbH

Redaktion

Chefredakteur: Johannes Müller
Chef vom Dienst: Thorsten Fels

Redaktion:
Dr. Peter Paul Bornhausen,
Victoria Fels (Nachrichten),
Romana Kröling, Simone Sitta

Nachrichten:
Katholische Nachrichtenagentur (KNA), Evangelischer Pressedienst (epd), Deutsche Presse-Agentur (dpa), eigene Korrespondenten.

Der Verlag haftet nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Ähnliches.

Die Zeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt.

Mediaberatung

Astrid Sauerwein (verantwortlich für den Anzeigenteil),
Telefon: 08 21/5 02 42-25
Telefax: 08 21/5 02 42-83

Gültig ist zurzeit die Anzeigenpreisliste Nr. 36 vom 1.1.2019.

Anzeigenschluss: 10 Tage vor Erscheinen

Mediendesign und Marketing:
Cornelia Harreiß-Kraft
Telefon: 08 21/5 02 42-39

Druck und Repro:
Presse-Druck- und Verlags-GmbH
Curt-Frenzel-Straße 2
86167 Augsburg.

Bankverbindung:
LIGA Bank eG
Konto-Nr. 115800, BLZ 75090300
IBAN DE5175090300000115800
BIC GENODEF1M05



Leserservice und Vertrieb

Vertrieb: Karola Ritter
Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg

Telefon: 0821/50242-13
Fax: 0821/50242-80
E-Mail: vertrieb@suv.de

Bezugspreis:
Vierteljährlich EUR 22,35.
Einzelnummer EUR 1,80.
Bestellungen nimmt der Abonentenservice entgegen.

Abbestellungen sind sechs Wochen vor Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten.

Im Falle höherer Gewalt und bei Arbeitskämpfen besteht kein Belieferungs- oder Entschädigungsanspruch.

Wieder was gelernt

1. Wann wurde die Verkündigungsbasilika geweiht?

- A. 1789
- B. 1848
- C. 1917
- D. 1969

2. Was soll sich einst an ihrer Stelle befinden haben?

- A. Die Zimmermannswerkstatt Josefs
- B. Das Haus Mariens
- C. Der Spielgarten Jesu
- D. Der Tempel der Schriftgelehrten

Die Hand am Pflug

Optimismus: Wenn der Blick nach vorne bessere Furchen zieht

Die Zukunft war früher auch besser“, hat es der geniale Münchner Komiker Karl Valentin einmal auf den Punkt gebracht. Früher war vieles besser. Früher haben wir noch auf der Straße gespielt ohne Telefon, waren stundenlang im Wald unterwegs. Die Kirchen waren voll und Lehrer und Priester noch Autoritäten. So in etwa?

Inzwischen glaube ich, dass „Früher“ ein viel utopischerer Ort ist als die Zukunft. „Utopie“, schreibt das Online-Kinderlexikon, „ist ein Ort, den es nicht gibt. Meistens denkt man bei der Utopie an etwas besonders Schönes oder Wünschenswertes. Die Utopie ähnelt also ein wenig dem Paradies oder dem Himmel bei den Christen.“ Wir Menschen leben eigentlich meistens entweder in der Vergangenheit – wir denken zurück, bereuen und schwelgen in Erinnerungen. Oder wir bewegen uns gedanklich in der Zukunft – wir befürchten, hoffen, ersehnen.

Gegenwart: Fehlanzeige

Die Gegenwart dauert psychologisch gesehen drei Sekunden. Alles Wissen und alle Erfahrung vor diesen drei Sekunden haben früher stattgefunden, sind schon Vergangenheit. Wir feiern Gottesdienst und singen jetzt ein Lied. Aber schon das Nachdenken über einen Satz der Predigt etwa ist Vergangenheit. Wir veranstalten gerade ein Fest – schon am Abend beginnt das Erinnern. Und so ist die Vergangenheit schon Deutung, schon Verarbeitung durch das Gehirn: Beim Erinnern sortieren wir aus, halten Momente fotografisch fest, deuten gesprochene Worte oder Zeichen. Vergangenheit ist da-



▲ Bauer beim Pflügen seines Feldes nahe Zell am Harmersbach, 1966. Das Bild macht alle nostalgisch – nur den Landwirt nicht. Foto: imago/snapshot

mit ein Ort, den es nicht gibt. Es ist meine gedeutete Erfahrung, meine Erinnerung der Welt. Vergangenheit ist damit immer subjektiv und individuell.

Gleichzeitig bewegt sich meine Erinnerung in einem Rahmen, der von meiner Umwelt gesetzt wird. Ob ein Ereignis als gute Erinnerung im Gedächtnis bleibt, hängt auch von der Gesellschaft ab: War die Rede passend? Ein Skandal? Total veraltete Moral? Und eines ist noch typisch: Wir neigen dazu, Negatives auszublenden, uns Gutes zu merken, und so verklären wir fast automatisch viele Ereignisse. In der Erinnerung war der Himmel im Urlaub immer blau.

Was sind dann die „guten alten Zeiten“? Die Zeiten, die wir in der Vergangenheit verklären, in der alles schön war. Wir blenden aus, dass es in der Kindheit auch Konkurrenzkämpfe gab und dass der Mathematikunterricht nervig war. Dass die Briefe immer erst lange unterwegs waren und bei Anrufen im Ausland immer die Geld-Uhr getickt hat.

Wir verdrängen, dass in der Kirche etwa konfessionsverschiedene

Unsere Autorin:

Schwester Birgit Stollhoff CJ ist Juristin, studiert Theologie im Fernstudium und leitet im Auftrag ihres Ordens das jugendpastorale Zentrum in Hannover.

Ehen ein Riesenproblem waren. Und wir haben totgeschwiegen und weggesehen, dass es Folgen der Machthierarchien gab und Missbrauch in der Kirche. Manchmal erschüttert ein ehrlicher Blick auf die Vergangenheit die Gegenwart in ihren Grundfesten und macht erst so eine bessere Zukunft möglich.

Fataler Blick zurück

Wenn ich über die Vergangenheit rede, mache ich vor allem eines deutlich: nach welchen Kriterien ich ein gelungenes Leben beurteile und welche Sorgen ich vor der Zukunft habe. Ist mir die neue Kommunikation über das Internet fremd oder vertraut? Habe ich Sorge, durch sie „außen vor“ zu sein? Befürchte ich, dass es bald keine Kirchen mehr geben wird? Weil ihre Botschaft nicht mehr wichtig ist? Oder weil ihre Verantwortlichen nicht mehr glaubhaft scheinen? Weil aus der Erschütterung keine Konsequenzen folgen?

Wie bewerte ich Veränderungen im Alltag für mich? Mit Sorge? Mit Hoffnung? Die Zukunft war früher auch besser. „Das Gegenteil von Utopie ist die Dystopie: Das ist ein Land oder eine Zukunft, in der es sehr schlimm zugeht“, schreibt das Online-Lexikon. Kinder kennen jetzt den Unterschied. Zukunft ist der Ort, an dem es nur schlechter wird.

Warnt Jesus deshalb im Evangelium so sehr vor dem Blick zurück? „Lasst die Toten ihre Toten beerdigen, schaut am Pflug nicht zurück“, heißt es im Evangelium (siehe Lk 9,60ff.). Gerade in großen Krisen – und eine solche erwartet Jesus, da er den „festen Entschluss fasste, nach Jerusalem zu gehen“ – scheint der Blick in die Vergangenheit fatal. Weil dieser Blick zurück die Vorstellungskraft bindet, weil er Energie und Emotionen beansprucht. All das, was man jetzt braucht.

Jetzt ist eine „blank list“, ein weißes Blatt Papier notwendig: Noch nichts ist beschrieben, keine Erwartungen, keine Ahnung – totale Offenheit für die Zukunft. Keine verklärte Vergangenheit, der gegenüber eine Zukunft nur ein „Weniger“, ein „Schlechter“ sein kann.

Zukunft mitgestalten

„In Zukunft wird auch die Vergangenheit besser“ – was würde der Eingangssatz denn umgekehrt bedeuten? So klingt er sehr optimistisch: dass wir uns zutrauen, die Ereignisse der Vergangenheit als Signale in eine gute Zukunft zu sehen – keine Stoppschilder oder Warnsignale, sondern Führungslichter, Hinweisschilder.

Ich sehe, wie viele Wandlungsprozesse die Kirche in der Vergangenheit schon durchgemacht hat. Wie viele andere Mitarbeitende in der Kirche schule auch ich mich in Sachen Prävention und bin froh, dass das Thema in der Kirche inzwischen so wichtig ist und sie verändert. Die Kirche hat weiterhin eine frohe Botschaft zu verkünden, davon bin ich überzeugt. Und ich vertraue darauf, dass sie ihren Platz an der Seite der Armen in dieser globalen Welt wiederfinden und zukünftig ausfüllen wird.

Ich weiß nicht, was sich in den nächsten 20 Jahren in meinem Leben und in meiner Ordensgemeinschaft getan haben wird. Aber gerade jetzt, im Kontakt mit den Jugendlichen, sehe ich meine Verantwortung: Ich gestalte die Zukunft mit – und das gelingt besser mit Optimismus, Mut und Offenheit als mit Befürchtungen und Vergleichen aus der Vergangenheit. Wie wäre es denn, wenn wir alle in 20 Jahren stolz sein können auf das, was wir jetzt geschafft haben?

Verschiedenes

Witwe, 70+, 1,70 gr., schl., würde gerne e. christl. Herrn kennen! – nur zu freundschaftl. Treffen. Er sollte groß, intelligent u. humorvoll sein. Ich selbst war berufst. b. z. Rente, als Kneipp- u. Physiotherapeutin. Liebe schwimmen im Hallenb., sakr. Musik, singen, beten, lesen u. natürl. viele Interessen. Gespr. üb. Gott u. unsere Welt! Zuschr. unt. Kath. Sonntagszeitung, Nr. CF 0054, Postfach 111920, 86044 Augsburg.



In der gesamten Bibel kommen
188 Frauen vor. 93 davon sagen etwas.
49 von ihnen tragen einen Namen.

DIE BIBEL LEBEN TAG FÜR TAG

Sonntag, 28. Juli
Jesus betete einmal an einem Ort; als er das Gebet beendet hatte, sagte einer seiner Jünger zu ihm: Herr, lehre uns beten, wie auch Johannes seine Jünger beten gelehrt hat! (Lk 11,1)

Vielen fällt es schwer, die richtigen Worte beim Beten zu finden. Beten will gelernt sein. Die Kommunikation mit Gott ist lebensnotwendig. Schauen wir auf Jesus, wie er uns das Beten lehren will, und richten wir unseren Blick auf den liebenden Vater!

Montag, 29. Juli
In jener Zeit legte Jesus der Menge ein weiteres Gleichnis vor und sagte: Mit dem Himmelreich ist es wie mit einem Senfkorn, das ein Mann auf seinen Acker säte. Es ist das kleinste von allen Samenkörnern. (Mt 13,31)

Die Sommertage der Ferien locken uns in die Natur. Betrachten wir doch die Bäume und Felder und staunen, was Gott aus den kleinsten Samenkörnern Großes machen kann!

Dienstag, 30. Juli
Dann werden die Gerechten im Reich ihres Vaters wie die Sonne leuchten. Wer Ohren hat, der höre! (Mt 13,43)

Wie die Sonne alles in ihrem Glanz erstrahlen lässt, so strahlen Menschen, die von Gottes Liebe erfüllt sind, Licht in die Dunkelheit vieler Sorgen und Ängste. Hören wir auf Gottes Wort!

Mittwoch, 31. Juli
In jener Zeit sprach Jesus zu den Menschen: Mit dem Himmelreich ist es wie mit einem Schatz, der in einem Acker vergraben war. Ein Mann entdeckte ihn. (Mt 13,44)

Das ist ja wie im Himmel! Fragen wir uns: Was oder wer ist mein Schatz in meinem Herzen? Hat Gott hier auch den Platz, der ihm zusteht? Wohnt Gott in meinem Herzen?

Donnerstag, 1. August
In jener Zeit sprach Jesus auch: Mit dem Himmelreich ist es wie mit einem Netz, das ins Meer ausgeworfen wurde und in dem sich Fische aller Art fingen. (Mt 13,47)

In diesen Sommertagen hören wir verschiedene Bildreden vom Himmelreich. Jesus greift Situationen auf, die wir im Urlaub auch erleben können. Doch es gilt: Ich muss mich für Jesus und sein Reich immer wieder entscheiden. Ich kann mein Leben auch in die falsche Richtung laufen lassen.

Freitag, 2. August
Und sie nahmen Anstoß an ihm. Da sagte Jesus zu ihnen: Nirgends ist ein Prophet ohne Ansehen außer in seiner Heimat und in seiner Familie. (Mt 13,57)

In seiner Heimatstadt ist Jesus nicht angesehen, wenn er die Botschaft Gottes verkündet. Viele erleben heute Ähnliches, wenn sie begeistert von Je-

sus erzählen und auf viel Unverständnis stoßen. So werden wir Jesus ähnlich in unserer Nachfolge.

Samstag, 3. August
Zu dieser Zeit hörte der Tetrarch Herodes, was man von Jesus erzählte. (Mt 14,1)

Nur wenn jemand etwas erzählt, können andere davon erfahren. Fassen wir heute den Mut, anderen von unseren Glaubenserfahrungen mit Jesus zu erzählen, wenn sich die Gelegenheit ergibt! So werden wir zu Jüngern Jesu und bringen andere mit ihm in Berührung.



Sr. M. Petra Grünert ist Franziskanerin von Maria Stern im Jugendwohnheim St. Hildegard am Dom in Augsburg (www.franziskanerinnen-am-dom.de) und in der Klinikseelsorge tätig.

Unser Angebot für Abonnenten:

Die SonntagsZeitung immer mit dabei!

Für nur 1 Euro mehr im Monat erhalten Sie das ePaper zusätzlich zur gedruckten Zeitung!

So können Sie jederzeit die Katholische SonntagsZeitung lesen, auch wenn Sie nicht zu Hause sind.

Profitieren Sie von den Vorteilen der digitalen Version: schnelles und unkompliziertes Navigieren und eine bessere Lesbarkeit durch Bildschirmbeleuchtung und stufenlose Vergrößerung.

Falls Sie die Katholische SonntagsZeitung nur als ePaper abonnieren möchten, erhalten Sie diese zum günstigsten Preis von **EUR 63,60** im Jahr!

Jetzt sofort bestellen:

epaper@suv.de oder Tel. 0821/50242-53



Für nur
1 Euro
mehr!